Volkspoesie und Volksglauben in den Dichtungen Theodor Storms.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Landesuniversität Rostock

vorgelegt von
Friedrich Johann
Karl Gratopp
aus Waren.

Rostock 1914.
Buchdruckerei Paul Langmaak, Waren i. M.

Referent:

Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Wolfgang Golther.

Literatur:

Ad. Bartels, Geschichte der deutschen Literatur, II. Leipzig 1902.
K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, II. Wien 1880.
A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte, III. München 1911.
O. Böckel, Die deutsche Volkssage („Aus Natur und Geisteswelt"). Leipzig 1909.
F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897.
Briefwechsel: Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers, hg. von H. W. Seidel. Berlin 1911.
Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller, hg. von A. Köster, 3. Aufl. Berlin 1909.
Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh. Westermanns Jll. D. Monatshefte 67, 1890, S. 99/107, 264/74, 3637/8, 541/54.
Storms Briefwechsel mit Mörike, hg. von Jak. Bächtold. Stuttgart 1891.
J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied („Aus Natur und Geisteswelt"). Leipzig 1911.
H. Dammann, Theodor Storms Heimatkunst. Neuphilol. Blätter 17, 1909/10, S. 264/74, 326/33.
W. Dreesen, Romantische Elemente bei Theodor Storm. Diss. Bonn 1905.
J. Ehlers, Was die Alten meinen. Jahrb. für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, VIII, 1866, S. 102 ff.
H. Eichentopf, Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwickelung. Diss. Marburg 1908.
Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, III. Berlin 1854.
Th. Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898.
G. Frenssen, Jörn Uhl, I. Berlin 1901.
W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895.
Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Jubiläumsausgabe, hg. von F. v. d. Leyen. Jena 1912.
J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg. Berlin 1878.
Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen, 3. Aufl. Berlin 1891.

H.., Nordelbische Weihnachten. Jahrb. für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, IV, 1861, S. 284/85.
Harzen-Müller, Niederdeutsche Städtelieder. Zs. „Niedersachsen“, VII, 1901/02, S. 67/69.
Hebbel, Sämtliche Werke. Berlin 1901—1903.
H. Heine, Das Buch der Lieder. Hamburg 1827.
U. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern. Breslau 1886.
Chr. Jessen, Zur Geschichte der Hexenprozesse in Schleswig und Holstein. Jahrb. für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, II, 1859, S. 209 ff.
C. Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach i. d. Pfalz. Kaiserslautern 1902.
O. Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Posen 1894.
A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848.
F. v. d. Leyen, Das Märchen. Ein Versuch („Wissenschaft und Bildung“). Leipzig 1911.
Detlev v. Liliencron, Poggfred. Berlin 1911.
B. Litzmann, Emanuel Geibel. Berlin 1887.
W. Mannhardt, Die Korndämonen, Berlin 1868, und Zs. f. d. Mythologie und Sittenkunde, III, 1855, S. 177.
H. Meier, Ostfriesland in Bildern und Skizzen. Leer 1868.
C. Meyer, Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen Theodor Storms. Diss. Kiel 1907.
W. Mühlner, Spuk- und Gespensterfreude in den Werken Theodor Storms. Zs. „Niedersachsen“, XVII, 1911, S. 181 ff.
W. Mühlner, Storms Märchen. Zs. „Grenzboten“, LXX,3, 1911, S. 254 ff.
K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.
E. Pitrou, Une source des nouvelles de Theodor Storm: Le recueil des „Sagen, Märchen und Lieder“ de K. Müllenhoff. Rev. Germ. VIII,5, 1912.
F. Ranke, Die deutschen Volkssagen. Deutsches Sagenbuch, hg. von F. v. d. Leyen, IV. München 1910.
W. Reitz, Die Landschaft in Theodor Storms Novellen. Bern 1913.
F. Reuter, Ut mine Stromtid. Wismar und Ludwigslust 1863/4. 9. Aufl. 1871.
J. Sahr, Das deutsche Volkslied (Sammlung Göschen). Leipzig 1912.

Erich Schmidt, Charakteristiken, I. Berlin 1886.
Joh. Fr. Schütze, Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte. Hamburg 1800 ff., 4 Bände.
Paul Schütze, Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung, 3. Aufl. Berlin 1911.
W. Seidel, Die Natur als Darstellungsmittel in den Erzählungen Theodor Storms. Diss. Leipzig 1911.
M. Steinschneider, Der Aberglaube. Vortrag. Hamburg 1900.
H. Stierling, „von rosen ein krentzelein". Deutsche Volkslieder. Düsseldorf und Leipzig.
Gertrud Storm, Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. 2. Aufl. Berlin I 1912, II 1913.
Theodor Storm, Sämtliche Werke in 5 Bänden. Braunschweig und Berlin 1912.
E. Tiedt, Deutscher Spruchschatz. Stuttgart 1908.
„Urquell", Monatsschrift für Volkskunde. N. F. II 1898.
M. Voß, Sagen des Kirchspiels Ostenfelde. Veröffentl. des nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe. II, 1904/5, S. 147/59.
R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Wismar II[1] 1899, III 1906.
„Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano. Heidelberg 1806/8. (Nach der Originalausgabe neu herausgegeben von F. Bremer.)
A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearbeitung von E. H. Meyer. Berlin 1900.

Inhalt:

---

§ 1. Theodor Storm, der Heimatkünstler, dessen inniges Verhältnis zu seinem Heimatlande Schleswig-Holstein aus seinen Werken und seinem Leben bekannt ist, hat in seine Dichtung eine Fülle heimischer Volksüberlieferungen aufgenommen. Diese Erscheinung tritt bei der Betrachtung seiner Werke bedeutsam hervor (vergl. H. Dammann, Theodor Storms Heimatskunst. 1909/10 Neuphilol. Bl. 17 S. 264—274, S. 326—333); es sind nur sehr wenig Stücke, in denen sich nicht Wiederklänge des Volksmundes finden ließen.

Schleswig-Holstein ist reich an Sagen und Märchen; auch das alte Husum hatte ein gut Teil Volkspoesie und Aberglauben, namentlich den Glauben vom zweiten Gesicht; an das „Wilde Moor" nördlich der Stadt, an den Mühlenteich, an den Galgenberg, an das alte Schloß knüpfen sich allerhand Spukgeschichten und Sagen, sodaß es auffallen kann, wenn die alte Hansen in der Novelle „In St. Jürgen" (sämtliche Werke in 5 Bänden, Braunschweig und Berlin 1912 Bd. 1 S. 220) niemals ein Märchen oder eine Sage erzählt, „an welchen beiden doch unsere Gegend so reich ist", und im Stormschen Hause selbst war die „Totenlade" Gegenstand eines altüberlieferten Aberglaubens (vergl. Gertrud Storm, Th. St. Ein Bild seines Lebens. Berlin 1912 Bd. 1 S. 60, 61, 162, 163. — Paul Schütze, Th. St. Sein Leben und seine Dichtung. 3. Aufl., Berlin 1911 S. 9). Die Durchsicht der Müllenhoffschen Sammlung lehrt eine Reihe von Husumer Lokalsagen kennen, von den in jener Gegend umlaufenden ganz zu schweigen.

Der Dichter, Sohn einer alteingesessenen Patrizierfamilie, von der sich Beziehungen „gegenseitigen Vertrauens" zu den Häusern der meisten kleinen Leute in Husum hin und wieder zogen, hatte in seiner Kindheit, deren Eindrücke bekanntlich besonders fruchtbar und bestimmend für sein Schaffen waren, Gelegenheit, den Volksmund an der Quelle zu hören (S. W. Bd. 1 S. 130). Lena Wies und Hans Räuber, jene eine Bedienstete in seinem Elternhause, dieser eines armen Schuhflickers Sohn und sein Spielkamerad, waren die Erzähler, die seine Kinderphantasie so ungemein

nachhaltig beeinflußten. Aus dem ihr gewidmeten der „Zerstreuten Kapitel“ (S. W. Bd. 2 S. 169 ff) lernen wir Lena genauer kennen. In ihrem Hause war der Dichter „ein kleiner Privilegierter“, und er kam oft und gern, sie erzählen zu hören. Von ihr empfing er schon damals die Schimmelreitersage, die ihm spät zu seiner bedeutendsten Dichtung werden sollte. Ihre plattdeutsche, gedämpfte, feierliche Vortragsweise war wohl dazu angetan, die geheimnisvollen Dinge des Volksglaubens zu verlebendigen. Aehnlich war die Stimmung in der Tonne, wo Hans Räuber „Stücken vertellte“ (S. W. Bd. 2 S. 1, 2). Und so lebendig wurde ihnen dabei einmal der Niß Puck, daß sie ihn in einer Dachöffnung zu sehen meinten und ihn mit Stöcken bewaffnet über alle Böden hin suchten. Die Märchenerzählerin in Storms Kinderjahren war die Großmutter Woldsen. Sie hat an heimeligen Winterabenden jene Liebe zum Märchen in ihren Enkel gepflanzt, der er sein lebelang treu geblieben ist. Als Lübecker Primaner wird er von Röse, dessen Einfluß auf ihn damals sehr bedeutend war (vergl. H. Eichentopf, Th. Sts. Erzählungskunst in ihrer Entwickelung. Marburg 1908 Diss. S. 3), derartige Erzählungen gehört haben. Aus Storms Aufzeichnungen für Litzmann (K. Litzmann, Emanuel Geibel. Berlin 1887 S. 18 ff) ist Röses tiefes Verhältnis zum alten heiligen Lübeck bekannt. Röse schrieb später in Basel aus Geldnot ein Büchlein „Lübsche Sagen“ (s. Gertrud Storm, Bd. 1 S. 115) und Theodor Storm dichtete in Lübeck eine auf eine Lübsche Sage beruhende „Legende“ „Der Bau der Kirche St. Marien zu Lübeck“, die Gertrud Storm (Bd. 1 S. 112) erstmalig mitgeteilt hat. Aus den beiden Momenten darf geschlossen werden, daß Storm von Röse Sagen gehört hat. Man darf ferner annehmen, daß bei seinen vielfachen kürzeren und längeren Besuchen in den Dörfern, wohin sich natürlich auch Familienbeziehungen aller Art erstreckten, ihm manche Volkssage und mancher Volksglaube bekannt geworden ist, ohne daß sich jetzt und später noch einzelne Personen nachweisen ließen, aus deren Erzählungen er geschöpft hätte.

Zwei Fälle aus Storms späterem Leben sollen hier in Ermangelung genauer Kunde erwähnt werden. Es ist zuerst die Stelle aus dem Brief an Theodor Fontane vom 23. 10. 53: „Gestern begleitete ich meinen Schwiegervater aufs Land und ging stundenlang mit einem alten Müller auf der sonnenbeschienenen Heide spazieren . . . . und dabei erzählte der Alte die geheime Geschichte eines Gutes, das wir vor uns aus den Buchen ragen sahen“. In derselben Weise kam ihm später auf seinen eigenen Amtsreisen allerlei Volkssage zu Gehör: dafür ist die Novelle „Draußen

im Heidedorf" ein bemerkenswertes Beispiel. In ihr wird auf einer solchen Amtsfahrt über Land dem Erzähler Wichtiges vom Glauben und Sagen des Volkes bekannt und lebendig. Hierbei half ihm natürlich seine Vertrautheit mit der plattdeutschen Sprache; in seinen Knabenjahren wurde unter den Husumer Gelehrtenschülern ausschließlich der Dialekt gesprochen.

§ 2. Man darf sagen, daß ein Zug im Wesen des Dichters, ein Zug zum Geheimnisvollen und Wunderbaren — man denke an den Mystizismus in der Novelle „Ein Bekenntnis" — sein Interesse für Aberglauben und Sagen besonders stützte (W. Mühlner, Spuk- und Gespensterfreude in den Werken Th. Sts. S. 1911 „Niedersachsen" 17 S. 181 ff). Es verlangte ihn, eine Gespenstergeschichte auch wirklich zu erleben, was ihm freilich nie gelungen ist. In einem Briefe an Keller vom 4. 8. 82 schreibt er (A. Köster, Der Briefwechsel zwischen Th. St. und Gottfried Keller. Berlin 1909 3. Aufl. S. 146): „Ich stehe diesen Dingen im einzelnen Falle zwar zweifelnd oder gar ungläubig, im allgemeinen dagegen sehr anheimstellend gegenüber; nicht das ich Un- oder Uebernatürliches glaubte, wohl aber, daß das Natürliche, was nicht unter die alltäglichen Wahrnehmungen fällt, bei weitem noch nicht erkannt ist". Er hat geliebt, im Zwielicht Spukgeschichten, Märchen und Döntjes namentlich die ersteren, zu erzählen, und er hatte in der Kunst, das Geheimnisvolle stimmungsvoll wiederzugeben, eine große Meisterschaft. Fontane (Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898 S. 354) berichtet von einer Abendgesellschaft in Berlin, bei der auch Storm zugegen war: „Denselben Abend erzählte er auch Spukgeschichten, was er ganz vorzüglich verstand, weil es immer klang, als würde das, was er vortrug, aus der Ferne von einer leisen Violine begleitet . . . . Er hatte uns nämlich gerade von einem unbewohnten Spukhause erzählt, darinnen Nachbarsleute nachts ein Tanzen gehört und durch das Schlüsselloch geguckt hatten. Und da hätten sie vier Paar zierliche Füße gesehen mit Schnürstiefelchen und nur gerade die Knöchel darüber, und die vier Paar Füße hätten getanzt und mit den Hacken zusammengeschlagen. Einige Damen lachten, aber er sah sie so an, daß sie zuletzt doch in einen Grusel kamen". Es handelt sich hier wahrscheinlich um eine frei erfundene Spukgeschichte. Spukhäuser kennen wir in „Bulemanns Haus" und dem „Nachbarhause links". Die tanzenden Füße scheinen aus Storms Gepflogenheit herzukommen, solchen gleichsam ein eigenes Seelchen zu geben (vergl. E. Meyer, Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen Th. Sts. Kiel 1907 Diss. S. 98). Vor allem sei an jene „visionäre Träumerei" des Knaben

in der Novelle „Auf der Universität“ (S. W. Bd. 1, S. 277) erinnert, der die kleinen Schuhe des geliebten Mädchens schon um die seinen herumwechseln sieht, „sie waren da und waren wieder fort und neckten mich unaufhörlich“. Ein paar Spukgeschichten in einem Rahmen, „Am Kamin“ betitelt, hat Storm in der Heiligenstädter Zeit auch veröffentlicht; sie sind verloren gegangen.

§ 3. Ferner ist zur Erklärung des Stormschen Interesses an Volkspoesie und Aberglauben auf die Einwirkung seiner Heimatlandschaft hinzuweisen. Dreesen tut das, indem er sagt, daß das Volk überall zu Aberglauben geneigt sei, wo es Mächten gegenüber stehe, die nicht mit der Faust bezwungen werden können (W. Dreesen, Romantische Elemente bei Th. St. Bonn 1905 Diss. S. 5). Es ist wohl noch ein Wichtigeres zu betonen. Wollte man die Landschaft, in der Storm lebte, und in der seine Dichtungen noch leben, mit einem Worte in ihrer wichtigsten Eigenschaft treffen, man würde sie einsam nennen. Das gilt zunächst für Husum, „die graue Stadt am Meer“, von der ja das bekannte Gedicht deutlich diesen Eindruck vermittelt, und die ein andermal (S. W. Bd. 1 S. 219) als schmucklos, in einer baumlosen Küstenebene gelegen, mit alten, finsteren Häusern geschildert wird. „Wie eine Unendlichkeit des Raumes, in der einem zumute ist, als sehe man nach allen Seiten in die Ewigkeit“ (P. Schütze, S. 7) liegt die Ebene umher. Das Gefühl der Einsamkeit erweckt auch das Meer, das eintönig um die Stadt rauscht; das Gedicht „Meeresstrand“ (S. W. Bd. 5 S. 257) genüge dafür als ein stimmungsvoller Beleg. Nun erst die Heide nördlich der Stadt in der sandigen Geest! Erich Schmidt (Charakteristiken. I Berlin 1886 S. 452) zitiert das Hebbelsche Gedicht „Der Heideknabe“, das die ganze Einsamkeit der Heide empfinden läßt. Im Süden liegt die Marsch, schier endlos mit ihren Triften, hin und wieder erhebt sich ein Gehöft, weit vom nächsten entfernt, unter dunklen Bäumen versteckt. So liegt z. B. der „Staatshof“ der Novelle. Die furchtbare Oede des Moores ist aus „Renate“ und „Draußen im Heidedorf“ bekannt.

Wir lesen bei O. Böckel (Die deutsche Volkssage „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig 1909 S. 71): „Die Einsamkeit ist die Schöpferin der Sagen. Hier kann die Schöpfung ihren ganzen Einfluß auf die empfängliche Menschenseele entfalten“, und verstehen nun den Sagenreichtum jener Gegend, verstehen auch Theodor Storms Vorliebe für derartige Dinge.

Denn er kostete von früh an diese Einsamkeit mit Bewußtsein aus und verklärte sie mit seiner Poesie. Als Knabe versäumte er oft tagelang die Schule und durch-

streifte die stille Heide. Erich Schmidt (S. 452) sagt: „Storms Menschen suchen die Heide, um ein süßschauriges Gefühl der Einsamkeit zu genießen. Pan schläft". Was Storm von Lena Wies und Hans Räuber vernommen hatte, lernte er in dieser Landschaft erst recht erfassen. Er hörte in den allabendlich einsamen Straßen der Stadt das „Janken" und „Vorüben" (S. W. Bd. 2 S. 169), im Schloß sah er das Bild erröten (vergl. K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1845 Nr. 548), und in der Waldeinsamkeit trat die Vorstellung von den Elfen und der Waldeskönigin („Immensee") zu ihm. Wie er die Waldeinsamkeit erfaßt, lese man bei Seidel (W. Seidel, Die Natur als Darstellungsmittel in den Erzählungen Th. St. Leipzig 1911 Diss. S. 19) nach. Ebenso zog es ihn zu den weltfernen, einsamen Gärten, die immer wieder in seinen Novellen begegnen. Dort erwuchsen leicht spukhafte Gebilde (vergl. das Gedicht „Gartenspuk", S. W. 5 S. 301). Storm schreibt hierüber an Emil Kuh (13. August 1873, Westermanns Mh. 67 S. 272): „Ich wüßte nicht, daß zu meinem 18. Lebensjahre irgend ein Mensch . . . . Einfluß auf mich geübt, dagegen habe ich durch Örtlichkeiten starke Eindrücke empfangen; durch die Heide, die damals noch zwischen Husum und einem Dorfe lag, wohin ich fast alle 14 Tage mit dem Sohne des dortigen Predigers . . . . ging, durch den einsamen Garten meiner Urgroßmutter . . . . auch durch die Marsch . . . . und das Meer, namentlich den bei der Ebbe so großartig öden Strand der Nordsee".

§ 4. Was der Dichter in seinen Knabenjahren an Volkspoesie und Volksglauben aufgenommen hatte, das wurde ihm in der Lübecker Zeit erst als ein kostbarer Besitz bewußt und zwar durch sein Eindringen in Eichendorff, Mörike und Uhland, sowie im Verkehr mit Röse. Von dieser Zeit begann er, Volkslieder, Sagen und Märchen zu sammeln. Er ging in die Dörfer und erlauschte die alten Geschichten etwa so, wie ihn uns sein Landsmann Gustav Frenssen im „Jörn Uhl" (Berlin Bd. 1 S. 30) vorstellt. Wie Reinhard für Elisabeth („Immensee"), schrieb Storm für Berta von Buchau, die Geliebte seiner Studentenjahre, Märchen auf, sammelte für sie Volkslieder und Rätsel. In dem so erwachten Sammelinteresse begegnete er sich mit den beiden Freunden der zweiten Kieler Studienzeit, den Brüdern Mommsen. Sie erließen einen Aufruf in den Blättern und forderten zur Beteiligung an dem Sammelwerk auf, von dem 1844 in Biernatzkis Volkskalender allerlei Proben abgedruckt wurden. Unter den hier entwickelten Grundsätzen finden wir die jeden poetischen

Aufputz verschmähende Treue gegen die alte Ueberlieferung (vergl. Paul Schütze, S. 83). Ihre Sammlung ist darauf in die des Ditmarschen Karl Müllenhoff aufgegangen. Aus den einzelnen Quellenangaben Müllenhoffs ergibt sich, daß Storm 18 Sagen und 2 Märchen beigesteuert hat. Es sind das die Sagen Nr. 52, 57², 186, 220³, 263, 338, 384, 388, 409, 412, 424, 427, 437, 446, 447, 448, 466, 548 und die Märchen Nr. 14 und 25. Einige andere Sagen und Märchen erzählte Storm im Volkskalender 1846.

§ 5. Es muß hiernach wahrscheinlich dünken, daß Storm das meiste direkt aus dem Volksmund geschöpft hat. Wir wissen aber durch Paul Schütze (s. S. 227 und 286), daß seine Bibliothek, die in ihrer charakteristischen Vollständigkeit nicht erhalten ist, derartige Literatur in sich barg. Es war begreiflicherweise vor allem Müllenhoffs Buch, das er als Mitarbeiter besaß und in dem er viel gelesen haben mag; das Werk ist ja überhaupt von fundamentaler Bedeutung für die schleswig-holsteinische Volkskunde. Noch ein anderes, älteres Buch ließ sich als eine Quelle für unseren Dichter nachweisen: „Johann Friedrich Schützes Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte" (Hamburg 1800 ff. 4 Bde.).

E. Pitrou hat in der „Revue Germanique" (Une source des novelles de Th. St.: Le recueil des „Sagen, Märchen und Lieder" de Karl Müllenhoff, Rev. Germ. 1912 Bd. 8, 5, 524 ff.) ausführlich nachzuweisen gesucht, daß Storm in recht vielen Fällen aus Müllenhoff geschöpft habe. Seine Ergebnisse sollen hier zunächst nachgeprüft werden. Pitrou bespricht eingangs einige an Müllenhoffsche Sagen anklingende Motive, bei denen er aber noch keine Abhängigkeit annehmen mag. Stutzig macht ihn dagegen schon die Hexenverbrennung auf freiem Felde in „Aquis submersus", die Storm möglicherweise aus der Sage Nr. 289 habe. Mit dem Hauptmotiv der Novelle „Im Brauerhause" sieht er in der Zwergsage Nr. 452 Zusammenhänge. Die gespenstischen Katzen in „Bulemanns Haus" findet er in Nr. 312, das Motiv von „Hans und Heinz Kirch" in der Sage Nr. 525 wieder und die Schatzgräbergeschichte in der Novelle „In St. Jürgen" soll auf der Geschichte vom „Geldsot" (Nr. 118) beruhen. — Man wird hierin Pitrou noch nicht zustimmen können. Storm, in dessen Bibliothek die Hexenliteratur sehr vertreten war, brauchte nicht aus der — außerdem uneigentlichen — Hexenverbrennungsgeschichte Müllenhoffs die Kenntnis zu schöpfen, daß Hexen einmal auf freiem Felde verbrannt werden konnten. In der Sage Nr. 452 fehlt doch die Hauptsache: das wunderwirkende Glied eines Hingerichteten. Hier verwandte Storm vielmehr, wie unten gezeigt werden

soll, einen alten Volksaberglauben. Für die Katzen in Bulemanns Haus, deren charakteristische Eigenschaft doch die ist, daß sie gespenstisch größer zu werden scheinen, finde ich weniger in der Sage 312 als etwa in der Nr. 577,2 ein Vorbild: Hier wächst der Schimmel, unter dem Reiter sich spukhaft vergrößernd. Die das „Hans und Heinz Kirch"-Motiv betreffende Vermutung fällt hin, wenn wir nun bei Gertrud Storm (Bd. 2 S. 210 ff.) lesen, daß die Erzählung auf einer wahren Begebenheit beruht, die sich in Heiligenhafen zugetragen hatte. Auch die Schatzgräberepisode braucht nicht auf den „Geldsot" zurückzugehen. Storm hat ja selbst eine Schatzsage (Nr. 384) an Müllenhoff mitgeteilt und wird diese Sagen samt der Vorstellung von dem Schatzhüter aus dem Volksmund gekannt haben.

Dagegen hat Pitrou das Folgende festgestellt: Der Name der „Mutter Pottsacksch" („Renate". S. W. Bd. 3 S. 155) ist aus Müllenhoff Nr. 298 und der des „Ekkenekkepenn" („Regentrude". S. W. Bd. 2 S. 11) aus Nr. 419 übernommen worden. Ebenso besteht zwischen den äußeren Schicksalen der Brüder von Grieshuus und der beiden Brüder in Sundewitt (Nr. 45) unleugbare Aehnlichkeit. Bei dem Stein am Orte des Brudermordes in der „Chronik von Grieshuus" erinnert Pitrou an den „Klaes Steen" Nr. 44 und bei der Polakkenszene in derselben Novelle (S. W. Bd. 4 S. 111, 112) mit Recht an die Sage von den „Polakken in Toftlund" (Müllenhoff Nr. 87). Im „Fest auf Haderslevhuus" findet er wiederum allerlei Beziehungen zu Müllenhoff, zunächst in mehreren Namen. Wichtiger ist der Nachweis der Pestepisode (S. W. Bd. 4 S. 221) in der Sage vom schwarzen Tod (Nr. 329); dagegen dürfte der des Schlußmotives, des gemeinsamen Sturzes der beiden Liebenden, in der Sage „Wesebye" (Nr. 40) verfehlt sein: Storm schöpfte hier vielmehr aus einer Ballade von H. Wenzel (vergl. Paul Schütze S. 256). Zur Charakteristik der bösen Herrin vom „Ekenhof" hat er einen Zug der Sage Nr. 58 entliehen. Die Schilderung des alten Waldes in der „Halligfahrt" verdankt einzelnes den Sagen Nr. 36, 103 und 531. Besonders interessant, weil sie in die Benutzungsweise einen Einblick gestattet, ist nun die Bemerkung Pitrous, daß die aus Müllenhoff nahezu wörtlich übernommene Martje-Flors-Anekdote auf Seite 540 des Buches steht, während auch von Seite 538 eine Sage (Nr. 531) in derselben Novelle benutzt wurde. Es scheint also, als habe der Dichter hier lesend das Blatt umgewandt und sei sogleich von der Verwertung der einen Sage zur anderen gegangen.

Diese Beobachtung Pitrous kann ich eine andere sehr bezeichnende an die Seite stellen. In der Novelle „Renate"

(S. W. 3, S. 172) wird erzählt: Als die Vitalienbrüder Störtebeker und Gödeke Michels die Küsten unsicher machten, habe ein Urahn des Hofbauern den Gottorpischen Bischof einmal aus ihrer Umzingelung herausgehauen, der Bischof habe ihn wegen eines so verwandschaftlichen Handelns Ohm genannt und die Spur seiner Axt sei noch in einem alten Eichenstamm zu sehen. — Die Müllenhoffsche Sage Nr. 517 trägt die Ueberschrift „Klaes Störtebeker und Gödemicheel"; gleich die folgende (Nr. 518) erzählt, wie ein Bauer vor den zinsfordernden Lübeckern seine Axt in den Türpfosten schlägt und ihre Spur ist da noch zu sehen. Hier liegt also offenbar das Ergebnis einer zusammenhängenden Lektüre vor, das dazu im engsten Verein verwertet ist, nicht bloß in derselben Novelle, sondern in derselben Episode. Und die beiden Sagenmotive sind verknüpft durch eine Familiengeschichte, die an Storms Onkel, den Bauern Ohem in Hohn anknüpft. Storm schreibt im November 1854 an Mörike (Mörike-Storm-Briefwechsel, herausgeg. von Jak. Bächtold. Stuttgart 1891 S. 41): „. . . . einer seiner Vorfahren hat einen holsteinischen Herzog in irgend einer Schlacht herausgehauen und letzterer ihm, weil er wie ein Freund und Blutsverwandter an ihm gehandelt, diesen Namen und Aecker, Wald und Wiesen geschenkt" (vergl. auch Gertrud Storm, Bd. 1 S. 82). Für den Dichter, der gleich tief in seiner Familie wie im Volke wurzelt, ist diese Verbindung der Motive besonders charakteristisch.

Es ist nun die Frage, wie er diese Sagen, auf die Pitrous Arbeit in ihrem positiven Teil hinweist, in den Novellen verwertet hat. Die Mutter Pottsacksch der „Renate" ist ein sehr gemildertes Abbild der Hexe aus der Müllenhoffschen Sage Es umspielen sie nur noch leise Lichter des Aberglaubens, die Stimmung des Ganzen vorbereitend. Sie gibt außerdem schon voraus den letzten Schlußstein von Renates Schicksal, auf das wir nun außerordentlich gespannt sind; so steht sie, das im folgenden so bedeutungsvolle abergläubische Gerücht verkörpernd, am Eingang der Erzählung. Vom Ekkenekkepenn der Sage ist aber nicht bloß der Name in das Märchen Storms gegangen. Hierin darf man Pitrou widersprechen. (Pitrou: Lui aussi, le nom d' Ekkenekkepenn — le nom, pas le caractère — fut glané par celui qui créa la Regentrude dans une légende de Silt etc.) Dort wie hier will der Zwerg ein erlösendes Wort nicht verraten, wird aber von den Menschen belauscht und überlistet. In beiden Fällen singt er einen seltsamen Vers, dessen Inhalt den Menschen die Erlösung bietet. Eine nähere Vergleichung zeigt allerdings eine sehr viel weitere Ausgestaltung des Feuermanns bei Storm nach

volkstümlichen Anschauungen (wie unten gezeigt wird), ganz abgesehen davon, daß die Erzählung der Sage: Ein Mädchen verlobt sich dem Zwerg und möchte nun wieder von ihm los, im Stormschen Märchen keinen Anhalt findet. Die Beziehungen zwischen den Brüdern in Sundewitt und den Erben von Grieshuus hat Pitrou schon ausgeführt; daß die im Müllenhoffschen Buch unmittelbar vorhergehende Sage — Klaes Steen — in derselben Novelle benutzt wurde, hätte er gleichfalls betonen können, um die Benutzungsweise der Müllenhoffschen Sagen durch Storm auch hier zu kennzeichnen. Die „Polacken in Toftlund" sind in doppelter Hinsicht verändert: einmal fiel die grausame Behandlung, die der alte Prediger in der Sage erfährt, aus ästhetischen Gründen fort, sodann wurde ein dramatisches Spannungsmoment hineingetragen: schon geht es dem Alten ans Leben, der Strick sitzt ihm am Halse — da kommt noch eben rechtzeitig die unerwartete Hilfe: in der Sage muß der gefesselte Prediger stehen bis das Gesindel fortgezogen ist und endlich andere Leute kommen und ihn befreien. Was für die chronikartige Einkleidung des „Festes auf Haderslevhuus" aus den Sagen Nr. 26 und 29 übernommen wurde, dient nur diesem Zweck, die eigentlichen Geschehnisse der Sagen blieben unbenutzt. Der Verstärkung des altertümlichen Chronikstils dient auch die Charakteristik der bösen Herrin von Eckenhof nach der Sage Nr. 58. Der Eingang der „Halligfahrt" mit der Verwertung der Sagenmotive zur Schilderung des alten, längst abgehauenen Waldes der Vorzeit lehrt ein feines Kunstmittel Storms kennen. Von der nur noch aus schönen, alten Sagen bekannten, längst versunkenen Vergangenheit fällt der Blick leicht hinaus in die Ewigkeit: so präludiert der Eingang den Gedanken und die Stimmung, wohin das Ende der Novelle zurückkehrt. Die Martje-Flors-Anekdote fügt sich in die Novelle („Eine Halligfahrt", S. W. Bd. 2 S. 302) so ein: der Leser hat eben den alten Vetter kennen gelernt, der vor den Menschen mit ihrer mechanischen Rastlosigkeit, ihren Leidenschaften und ihrer Oberflächlichkeit sich auf die einsame Hallig geflüchtet hat, mit sich und seinen Erinnerungen allein. Zu ernstem Uebersinnen führt nun diese Geschichte, die er erzählt, die Geschichte des Trinkspruchs „Dat et wull ga up unse ole Dage". (Der Spruch kommt bezeichnenderweise noch zweimal bei Storm vor: „Auf dem Staatshof", S. W. Bd. 1 S. 58, und „Beim Vetter Christian", S. W. Bd. 2 S. 281). Damit endet in echt Stormscher Nachdenklichkeit und Schweigen dies Kapitel. „Und auf dieses Wort des Kindes wurde es still". — Den Stolz des freien Bauern auf seine Vorfahren prägt die besprochene Episode in der „Renate" dem Hofbauern

auf; der Dichter kannte diesen Stolz aus Westermühlen und Hohn; so erklärt sich auch das unbekümmerte Selbstvertrauen von Renates Vater, sein kühnes Vorwärtsstreben ungeachtet der schwerfälligen Hemmnisse der Umwelt als ein Erbteil von jenem alten Verteidiger des Gottorpischen Bischofs; man kann auch hier an die von Storm so oft vertretene Vererbungstheorie denken. (Diese Ausführungen werden ergänzt durch § 51 und 55.)

§ 6. Als eine zweite allerdings unwesentlichere Quelle für Storm wurde eben Schützes Holsteinisches Idiotikon genannt. Die Spuren von der Benutzung dieses Buches fand ich deutlich in der Novelle „Im Brauerhause“ (S. W. Bd. 3 S. 132). Dort ist von dem alten Brauknecht Lorenz Hansen zu lesen: „Am Paaschabend, wenn er sein Dutzend Ostereier ausgelöffelt hatte, schlug er sorgsam alle Schalen entzwei, sonst, sagte er, könnten die Hexen darin nisten“; bei Schütze heißt es (Bd. 3 S. 194): „Pascheier werden in vielen holst. Städten, auch auf dem Lande, am Ostervorabend gegessen . . . . Der Abergläubige zerschlägt, nachdem er sie . . . . ausgelöffelt, den Eiern die Schale entzwei, damit keine Hexen drin nisten“. Storm fährt unmittelbar so fort: „beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gärkübel, so konnte keiner den Gest (Hefe) rauben und das Bier konnte nicht verrufen werden“. Vergl. Schütze Bd. 2 S. 29: „Der Aberglaube in Holstein rät, beim Bierbrauen ein Kreuz von Holz über den Gärkübel zu legen, so kann keiner den Gest rauben und das Bier kann nicht verrufen werden“. Die wörtliche Uebereinstimmung, namentlich in diesem letzten Satz, gemahnt an die Martje-Flors-Anekdote. Nun findet sich auch die Quelle des alten Verses, den Storm auf derselben Buchseite und in demselben Zusammenhang zitiert:

„Lorenz Hansen ist mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!“

Er ist aus Schütze (Bd. 3 S. 133) übernommen, wo wir lesen: „In einem alten Hausbuche (Hamb. od. Alt. Ursprung) fand ich folgenden halb platt, halb hochdeutschen Reim und Namspruch, der nicht verloren gehen will:

J — T — P ist mein Nam',
Gott gebe, daß ich in'n Himmel kam!
Mein Feder ist witt, mein Blak is swatt,
Fall ich ins Wasser, so war ich natt,
Fall ich in'n Soot, so bün ich tod“.

Der Vers ist von Storm zu einer prächtigen Charakterisierung des alten Knechts geprägt worden. Lorenz Hansen schreibt die Verse immer wieder in seiner Kammer mit Kreide über das Wandbett, so oft auch die Magd ihn wegwäscht. In seiner etwas schwerfälligen Zähigkeit und kindlichen Ein-

fältigkeit wird in diesem Zug das Wesen des alten Lorenz ungemein lebendig. Wenn schon hier vielleicht etwas Rührendes in diesem Humor liegt, so tritt das noch mehr am Ende der Erzählung hervor, wo der Vers wiederkehrt: der alte Lorenz ist nach den betrübenden Schicksalsfügungen schließlich wunderlich geworden und schreibt nun unter Verwechselung seines Namens mit dem seines Herrn über die Tür:

„Josias Ohrtmann ist mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!"

Für den Leser verbindet sich der Spruch ganz unzertrennlich mit dem Bilde des Alten.

§ 7. Im § 1 wurde auf die Märchenerzählerin der Stormschen Kinderjahre, auf die Großmutter Woldsen hingewiesen. Sie erzählte den Kindern wohl solche Märchen „von gläsernen Bergen und verwünschten Prinzen" wie die Pastorswitwe im „Bötjer Basch" ihren Enkeln (S. W. Bd. 4 S. 228). Damals gingen dem Knaben zuerst „die blaue Märchenblume" (S. W. Bd. 1 S. 162), „die blauen Märchenwunder" (S. W. Bd. 5 S. 287) auf, zu denen es ihn immer wieder hingezogen hat. Aus dem Schatze des Volksmärchens wird auch zu ihm das meiste durch die Märchenbücher gedrungen sein, die er noch in späteren Jahren und wieder mit seinen Kindern gelesen hat. In den Novellen werden nur Musäus Volksmärchen einmal genannt („Im Schloß", S. W. Bd. 1 S. 86). Natürlich hat er bei seinem lebhaften Interesse für den Gegenstand namentlich die Grimmschen Märchen (Gebr. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Jubiläumsausgabe, hg. von F. v. d. Leyen. Jena 1912) gelesen. Weihnachten 1863 schenkte er seinen Kindern die Märchen von Hauff und Hackländer. An die Lektüre dieser Zeit anschließend, entstanden die drei „Geschichten aus der Tonne", über die W. Mühlner (Storms Märchen, Grenzboten 70,3 1911 S. 254 ff.) eingehend gehandelt hat; beim Ekkenekkepenn der Regentrude wies schon Dreesen (S. 39) auf eine gewisse Verwandtschaft mit dem Rumpelstilzchen des Volksmärchens hin, doch diese Aehnlichkeiten erklären sich offenbar so, daß Storm aus der Müllenhoffschen Sage schöpfte, wie oben dargetan wurde, und diese wiederum im Kerne mit dem Märchen übereinstimmt. Eine von den drei großen Märchen absehende vergleichende Betrachtung ergibt, daß der Dichter Märchen seltener und durchweg viel nebensächlicher in seine Dichtung verwoben hat, als andere Stücke der Volkspoesie. Meistens sind es nur Anspielungen auf Dinge, die aus den Märchenbüchern ganz allgemein bekannt sind. So werden erwähnt: Frau Holle (S. W. Bd. 1 S. 85 u. 157), Schneewittchen (S. W. Bd. 1 S. 157), Aschenbrödel (S. W. Bd. 2 S. 157), Dummer Hansel (S. W. Bd. 1 S. 257),

Falade (S. W. Bd. 4 S. 153), Prinzessin Pumphia (S. W. Bd. 3 S. 286), Fanferlieschen Schönefüßchen, Bremer Stadtmusikanten, Jorinde und Joringel (S. W. Bd. 5 S. 214). Es ist von Prinzen in goldenen Kutschen die Rede (S. W. Bd. 3 S. 55 und Bd. 5 S. 383), von Siebenmeilenstiefeln (S. W. Bd. 2 S. 1), von kleinen „Füßen aus dem Märchen" (S. W. Bd. 3 S. 21) u. a. m. Ganz an das Grimmsche Märchen schließt sich die theatralische Schneewittchen-Szene, in die wiederum der Vers, den die Zwerge beim Abgang singen: „Da ging die Katz die tripp die trapp usw." (S. W. Bd. 5 S. 323) aus dem Märchen von der „Hochzeit der Frau Füchsin" (Grimm Nr. 38) übernommen ist. In engerem Zusammenhang mit der Erzählung steht die Beziehung auf die Goldmaria in „Späte Rosen" (S. W. Bd. 1 S. 30): das stille, bescheidene, überall im Verborgenen zum rechten Ziele wirkende Wesen jener Frau wird treffend verglichen mit der Goldmaria, die es von den Bäumen rufen hört: „Schüttle uns, wir Aepfel sind alle miteinander reif". Noch einmal wird bei dem Walten einer Frau, unter deren Händen sich die Dinge wie von selbst zum Rechten fügen, an die Goldmaria erinnert: in der Novelle „Ein Bekenntnis" (S. W. Bd. 5 S. 217). Das Motiv ist bekanntlich dem Aschenbrödelmärchen entnommen. Zu beachten ist, daß in beiden Fällen den so charakterisierten Frauen etwas besonders Duftiges, Märchenhaftes eigen ist, das durch die Heranziehung dieses Wundermärchens noch mehr herausgehoben wird. Ein scherzhafter Vergleich ist der in der Erzählung „Die Söhne des Senators" (S. W. Bd. 5 S. 123), wenn bei dem plötzlichen Umschlag im Eigensinn des Herrn Friedrich Jovers seine Schwägerin an das Märchen vom „Fischer und sine Fru" erinnert; er steht der fröhlichen jungen Frau des Senators wohl an. Einmal (S. W. Bd. 1 S. 257) symbolisiert ein nach Volksmotiven erfundenes Märchen das Schicksal des Helden; es ist das vom Ungeheuer und der weißen Rose. Der bucklige, leidenschaftliche Maler Brunken kleidet seine unglückliche Liebe zu Gertrud in diese Geschichte, die sich ganz dem Jephthamärchen der Bibel und den verwandten Märchenerzählungen anschließt. (Ein solches Märchen verzeichnet z. B. auch Müllenhoff S. 384/85.) Die Königstochter verlangt beim ersten Schneefall eine weiße Rose, die ihr der König aus einem verzauberten Garten holt. Einem Ungeheuer des Gartens muß er dafür das erste geloben, was ihm bei seiner Heimkehr entgegentritt. Es geht ihm wie dem alten israelitischen Richter; am dritten Tage holt sich das Ungeheuer die Prinzessin. Es entführt sie durch eine Wildnis, der Nachtwind reißt ihr die Rose aus dem Haar. Da streckt das Ungeheuer die

Klauen nach ihr aus — soweit wird das Märchen ausgeführt. In der Novelle, in der gerade auch in Bildern manches symbolisiert wird, erhellt das Märchen, wie Paul Schütze (S. 199) dartut, für Brunken und das Mädchen die Lage: Gertrud erkennt, daß er sie liebt und daß sie ihn nicht wieder lieben kann. Diese Erfahrung drängt Brunken, sich loszureißen und in der Ferne vergessen zu lernen. So führt es hier die Katastrophe herbei. Von den 3 großen Märchen Storms ist zu sagen, daß in sie merkwürdigerweise keine Elemente aus Volksmärchen übernommen sind. In der „Regentrude" und im „Spiegel des Cyprian" liegen Sagenmotive zugrunde, während „Bulemanns Haus" wesentlich ein Ausfluß Hoffmannscher Phantastik ist.

§ 8. Damit sind die vom Dichter wiederholt benutzten literarischen Quellen, soweit sie in dieser Untersuchung zu berücksichtigen sind, erschöpft. Einzelne Entlehnungen aus Büchern, Inschriften u. dergl. werden in anderem Zusammenhange behandelt. Die offenbar aus fremden Literaturen erlesenen exotischen Sagen — der „Weiße Alp" in „Draußen im Heidedorf", die „Willis" in „Der Herr Etatsrat" — schieden aus. Der weitaus größere Teil der von Storm verarbeiteten Volkspoesie und Volksanschauung bleibt in dem anderen Abschnitt dieser Darstellung zu behandeln, der die vom Dichter unmittelbar aus dem Volksmund gehörten Dinge betrachten soll. Ganz allgemein bekannte Vorstellungen werden dabei außer acht gelassen.

A. Volkslieder:

Ad. Bartels sagt einmal (Geschichte der deutschen Lit. Leipzig 1902 Bd. 2 S. 538): „Endlich haben die Stormschen Novellen meist einen selten einheitlichen Grundton, man könnte sie fast alle auf ein Volkslied oder etwas Volksliedartiges zurückführen". Diese innere Verwandtschaft der Stormschen Dichtung mit dem Volkslied tritt wiederholt zutage: es erscheinen Volkslieder öfters in den Novellen, in ihre Handlung verwoben. Die bekannte Immenseeszene (S. W. Bd. 1 S. 20 ff.) baut sich auf zwei Lieder auf; auf das Volkslied „Ich stand auf hohen Bergen" und auf das im Volkston gehaltene Stormsche „Meine Mutter hat's gewollt". Wie Müllenhoff (S. 608) bezeugt, wird das erstere, das eins der bekanntesten Volkslieder ist, auch in Schleswig-Holstein gesungen und zwar in verschiedenen Fassungen: auf Seite 491 findet sich noch eine Umbildung, die mit den Worten beginnt: „Es gieng ein Matros an einen Brunn Und schauet ins tiefe Thal". Mit Storms feiner Bemerkung über die Melodie vergleiche man Herders Urteil: „Die Melodie ist traurig und rührend, an Einfalt

beinah ein 'Kirchengesang". („von rosen ein krentzelein", Deutsche Volkslieder, hg. v. H. Stierling. Düsseldorf und Leipzig S. 239. — Die Melodie bei J. Sahr, Das deutsche Volkslied. (Sammlg. Göschen.) Leipzig 1912 Bd. 1 S. 127). „Des Knaben Wunderhorn", von Arnim von Brentano, Heidelberg 1806/08, nach der Originalausg. neu hg. von F. Bremer (F. Bremer, Reklam) bringt zwei Texte unter den Ueberschriften „Die Nonne" (S. 50) und „Das römische Glas" (S. 173). Setzen wir ein Lied etwa nach diesem zweiten Typus, in dem der Standesunterschied der Liebenden kaum hervortritt, als Storm bekannt voraus, so symbolisiert es in weitem Umfang Reinhards Schicksal, wie das „Meine Mutter hats gewollt" Elisabeths Los umschließt. Der Held des Volksliedes hat wie Reinhard versäumt, rechtzeitig die Geliebte festzuhalten. Nun sie schon unlösbare Bande — des Klosters, der Ehe — gefesselt halten, kommt er zu spät, ihnen beiden noch zu helfen. Man erinnert sich des Ausgangs im Volkslied, ebenso wird auch Reinhard die Hände vor dem „Zu spät" sinken lassen. Von diesem Lied fällt somit schon ein Blick auf das Ende der Novelle. Storm ist freilich der für sein Jugendschaffen bezeichnenden Art gemäß — Erich Schmidt (S. 441) nennt die Frühnovellen Resignationspoesie — dem Volkslied nicht bis zum tragischen Ausgang gefolgt; bei ihm verschwimmt die Erzählung vielmehr in müder Resignation. In ähnlicher Weise erhebt das Lied „Es waren zwei Königskinder" in der ebenso überschriebenen Novelle das Schicksal des unglücklichen Marx ins Typische. Das Lied ist in seiner alten plattdeutschen Form in Schleswig-Holstein fast mit allen Strophen bekannt. (Müllenhoff S. 609). Es überklingt mit seiner ernsten Melodie das ganze Geschehen der Erzählung, bis es am Ende im Moll verklingt. Ein nervöser Ehrgeiz ist das „falsche Nönnchen", das den jungen Marx an seiner Liebe zum Linele scheitern läßt. Indem der Dichter das den Einklang der Liebe verhindernde Moment in die Seele des Mannes verlegt, entsteht im Grunde kein Leander sondern ein Toggenburger, dem der sieghafte Wille zum Glück, wie so oft den Stormschen Menschen, wiederum fehlt. (Vergl. Erich Schmidt S. 444.) Nur daß in dieser späteren Novelle die Tragik des Volksliedes im Ausgang aufgenommen ist, insofern auch die Novelle mit dem Tode des Helden endet. Eine feine Symbolik findet sich in den Volksliedern, die in der Novelle „Im Schloß" gehört werden (S. W. Bd. 1 S. 91). Arnold, der Hauslehrer im Schloß, singt dort „eines jener italienischen Volkslieder, in denen die Klage um den Glanz der alten Zeit wie ein ruheloser Geist umgeht", und gleich darauf „das liebe deutsche Lied 'So viel Stern am Himmel stehen'". Das

Lied ist sowohl in seiner alten Gestalt (Wunderhorn S. 430) als auch in der den kindlichen Ton so schön treffenden Bearbeitung von Joh. W. Hey ganz bekannt. Wenn man auf Seite 81 liest: „Vor ihrem inneren Auge war die Gestalt ihres Vaters; sie sah ihn, wie er in der letzten Zeit ihres Zusammenlebens zu tun pflegte, im Zwielicht in dem öden Rittersaale mit seinem Rohrstock auf und ab wandern; den weißen Kopf gesenkt, nur zuweilen vor den alten Bildern stehen bleibend", so wird man fühlen, daß diese Seite des Schloßlebens in jenen italienischen Volksliedern gewissermaßen ihren musikalischen Ausdruck findet; hart kontrastiert damit das liebe deutsche Lied, in seiner Innigkeit der Liebe der beiden jungen Menschen vergleichbar. Es ist derselbe Kontrast, dessen Ausgleich das Geschehen der Novelle überhaupt ausmacht. In der „Wald- und Wasserfreude" (S. W. Bd. 4 S. 3, 11) bringt der Dichter das Volkslied mit dem angemessensten Instrumente, der Gitarre, zusammen. Das Lied „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus", das im Volk überall gesungen wird, paßt gut mit seiner Fernesehnsucht und seinem Scheideweh zu der braunen Kätti mit den ruhe- und heimatlosen Augen.

§ 9. Die Betrachtung der Lieder im Zusammenhang der Novellen ergab jedesmal eine enge Beziehung zu den Schicksalen der Menschen, deren Handeln und Leiden sie ins Allgemeine erhoben zeigten. Storm läßt Reinhard im „Immensee" die Worte sprechen: „Sie werden garnicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten". Mag, was er hier über das Entstehen dieser Poesie sagt, eine vor der Wissenschaft nicht mehr haltbare romantische Ansicht sein (vergl. J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied („Aus Natur und Geisteswelt"). Leipzig 1911 S. 30), die Art des Volksliedes ist jedenfalls ganz darin erfaßt. Diesem tiefsten Erfühlen entspricht auch die Wirkung, die die Lieder in den einzelnen Erzählungen auf die Menschen haben. Die besprochene Immenseeszene zeigt in ihrem Bau eine Steigerung: das Volkslied erfassen die Beteiligten noch ungewiß und unklar in seiner Beziehung zu ihrem Schicksal; dem Leser kommt der Vergleich wohl eher, wenn er Reinhard und Elisabeth es singen hört. Nun aber spiegelt, vom Volkslied vorbereitet, das Stormsche mit aller Deutlichkeit Elisabeths Los. Die Wirkung der beiden, des Volksliedes, dessen Symbolik durch das Kunstlied plötzlich mit erhellt wird, und des Gedichtes, gibt der Dichter in seiner verhaltenen Weise so wieder: „Während des Lesens hatte

Reinhard ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, schob Elisabeth leise ihren Stuhl zurück und ging schweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr." — Das Lied „Es waren zwei Königskinder" singen die Freunde in gedämpftem Ton an einem Maiabend zu Lineles Fenster hinüber. Als es verklungen ist, heißt es: „Unserem Marx standen die dicken Tränen in den Augen, er war völlig „verturnt", wie wir zu sagen pflegten; er drückte uns allen krampfhaft die Hand und warf sich dann in eine Sophaecke." (S. W. Bd. 3 S. 318.) — „Im Schloß" singt Arnold das Lied „So viel Stern am Himmel stehen" halblaut dem kleinen Kuno, als wäre es nur für ihn bestimmt. Aber ob mit oder ohne ihren Willen, Anna wird von dem Liede getroffen, und mit ihm beginnt das andere Element im Herzen der jungen Schloßdame zu erwachen, das über Adelsdünkel und Standesvorurteile endlich den Sieg davonträgt. — Humoristisch stellt sich der Eindruck von „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus" dar. Als die Kätti es zur Gitarre des Primaners in dessen Giebelstübchen singt, wird sogar ihr Vater, der sonst so überaus prosaische Herr Zippel, davon ergriffen, er fällt in den Refrain ein, die Tränen rinnen ihm über die Wangen, und er will nicht einmal gehen, als ihm gerufen wird, ein Junge im Laden verlange „für'n Schilling Butterkringel". So läßt Storm das Volkslied gleich tief auf einfältige, empfindsame, blasierte und platte Gemüter wirken.

§ 10. Das Motiv aus der Volksballade „Herzogin von Orlamünde" (Wunderhorn S. 453) im „Spiegel des Cyprian" nimmt eine Sonderstellung ein, insofern die Volksdichtung hier nicht als Symbol herangezogen wird, sondern dem Dichter als Quelle gedient hat. Storm kannte diese Arnim-Brentanosche Bearbeitung einer alten Chronikgeschichte gewiß aus dem „Wunderhorn". Die Erzählung verdankt folgende Motive der Ballade: Die verbrecherische Frau, die aus eigennützigem Grunde die Ermordung unschuldiger Kinder veranlaßt; in der Erzählung, um ihrem eigenen Kinde die Erbfolge zu sichern, in der Ballade, um einen Freier zu gewinnen; und die dafür von bitterer Strafe ereilt wird; bei Storm wird die Gräfin und ihr Kind von dem Mörder gleichfalls getötet, die Herzogin von Orlamünde wird von Albert von Nürnberg, ihrem Freier, kalt zurückgewiesen. Der Mörder, dessen Name Hager aus der Ballade übernommen ist, ist in beiden Fällen ein Freier seiner Auftraggeberin; an den Namen anknüpfend malt Storm einen hageren, knochigen Mann mit eckiger Stirn, kleinen grimmigen Augen und gelbem strahlenartig abstehenden Schnurrbart (S. W. Bd. 2 S. 35)

Man erinnert sich der Ausmalung des Ekkenekkepenn in der „Regentrude“, dessen Name ja auch der Volkspoesie entstammt (vergl. § 5). Der Junker Kuno im „Spiegel des Cyprian“ hat gleichfalls einen Zug von den Kindern der Herzogin aus der Volksballade erhalten. Als er des Mörders Absicht merkt, wirft er sich vor ihm nieder und verspricht ihm, wenn er ihn leben lasse, sein Nordlandroß und das schöne rote Sattelzeug dazu, sein Schloß und seine Wälder; vergl. die Verse der Ballade:

Lieber Hager laß mich leben,
Will dir Orlamünde geben,
Auch die Plessenburg die neue,
Und es soll dich nicht gereuen.
Lieber Hager laß mich leben,
Will dir meine Doggen geben,
Engel, Bengel, laß mich leben,
Will dir meinen Vogel geben.

B. Volksreime:

§ 11. Die Volksreime und Sprüche verwendet der Dichter ihrem Wesen gemäß zur Charakteristik einzelner Situationen und Charaktere, denen sie entweder parallel entsprechen, oder die sie im Kontrast schärfer hervortreten lassen. Der Vers:

In Bulemanns Haus,
In Bulemanns Haus
Da gucken die Mäuse
Zum Fenster hinaus

(S. W. Bd. 2 S. 45) führt von der Straßenseite aus dem Gesinge der Ammen und Kinder an das Spukhaus heran, die unheimliche Stimmung vorbereitend, die wir zu erwarten haben. Eine derartige Vorbereitung in erweiterter Form ist aus der Novelle „Im Schloß“ bekannt, wo zuerst von der Dorfseite die Ereignisse betrachtet werden, und aus dem „Waldwinkel“, wo das Gerede der Leute im Wirtshaus den Lauf der Dinge einleitet. Wie Mühlner (in dem schon erwähnten Grenzboten-Aufsatz) mitteilt, ist dieser Vers vom Dichter einem Bilderbuch entnommen, das 1851 in die Familie kam, und das unter Bildern in Schiefertafelmanier allerlei Reime und auch diesen Vers enthielt. Daß Storm das Wort „Bulemann“ für den bekannten Kinderspuk nicht aus seiner Kindheit kannte, ergibt sich aus Schützes Idiotikon (Bd. 1 S. 177), wonach das holsteinische Wort „Bumann“ und auch „Bussemann“ lautet. Der „Bussemann“ kommt denn auch in der Novelle „John Riew'“ (S. W. Bd. 5 S. 166) vor. (S. unten.) Ein alter Leichensteinspruch, wie sie der Dichter schon als Knabe auf dem St. Jürgen-Friedhof lesen konnte, begegnet im Kapitel

„Heimkehr" (S. W. Bd. 2 S. 166). Nach Jahren wieder in der Heimat, findet der Dichter so viele, die ihm einst nahe standen, schon unter den Grabhügeln. Vom Wiedersehen reden die Sprüche auf den Steinen. Nur einer, und mit ihm Theodor Storm, schaut klar und mutig der hoffnungslosen Vernichtung entgegen.

„Ick zegg Adies min Vrienden,
Gy zelt mi niet mer vinden".

Man vergleiche damit die Gedichte „Vor Tag" (S. W. Bd. 5 S. 287, 288), „Ein Sterbender" (S. W. Bd. 5 S. 307), „Tiefe Schatten" (S. W. Bd. 5 S. 315), die denselben Gedanken vermitteln. „Leibhaftig wie der alte Volksreim"

„Stripp, strapp, stroll,
Is de Ammer nich bald voll?"

klingt aus dem Stall bei Lena Wies das Melken (S. W. Bd. 2 S. 170). Es konnte nicht besser und anheimelnder geschildert werden. Der Vers ist im Plattdeutschen z. B. in Mecklenburg ganz bekannt. Aus Ostfriesland belegt ihn H. Meier (Ostfriesland in Bildern und Skizzen. Leer 1868 S. 224, 19) in ähnlicher Form, aus Nordheim verzeichnet ihn Mannhardt (Zs. f. d. Mythol. u. Sittenkunde 3. 1855 S. 177) u. a. m. Im Grimmschen Märchen von Daumerlings Wanderschaft (Nr. 45) erscheint er in hochdeutscher Gestalt. Mit liebenswürdigem Humor, der diese Dichtung überhaupt auszeichnet, wird in den „Söhnen des Senators" (S. W. Bd. 5 S. 103) auf den Eigensinn des Herrn Friedrich Jovers der Kindervers angewandt: „Der Bock, der Bock! O jemine der Bock!" Mit diesem Gesang tanzten einst die Kinder um den starrköpfigen Knaben, bis er ein Stück Bauholz aufgriff und damit nach seinen Gespielen warf, und der im Grunde harmlose Starrsinn ist ihm geblieben. Man ahnt auch hier, daß die Laune schwinden und die Versöhnung eintreten wird. Dieser Vers weicht von den sonst bekannten derartigen Reimen ab, insofern meistens nicht der Trotzkopf selbst, sondern die Laune als „der Bock" bezeichnet wird, z. B. in Mecklenburg:

„Eia pomuck, uns Kinning hett'n Buck,
Wi willn man'n lütt Röding maken
Un uns Kinning den Buck utstaken"

(R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 3. Wismar 1906 S. 58). — Zwei volkstümliche lokale Spottreime aus Husums Straßen klingen bei Storm wieder: der Spottreim auf den Abbruch der alten, schönen Marienkirche im Jahre 1807:

„De Tönninger Torm is hoch und spitz;
De Husumer Herr'n hemm Verstand in de Mütz"

(„Von heut und ehedem". S. W. Bd. 2 S. 188); an ihm entzündet sich „in Urgroßvaters Hause" das Gespräch der

„freundschaftlichen Gesellschaft". Es liegt hier ein Anachronismus vor, insofern die Jugend des Großmütterchens, der Magdalene Feddersen, ausweislich der Stammtafel (Gertrud Storm 1, Beilage) noch ins 18. Jahrhundert fällt (geb. 1766), wo also die Marienkirche noch stand. Der andere Spottreim bezieht sich auf Husums immer mehr verarmende Küstenschiffahrt und findet sich in der Novelle „Hans und Heinz Kirch" (S. W. Bd. 4 S. 69): „Und sie handeln, sagt er, da mit Macht, sagt er; hab'n zwei Böte, sagt er, und ne Jacht". An diesem Vers erprobt sich Heinz Kirchs Gesinnung, der auf seine Vaterstadt nicht schelten läßt. Lieder mit dem immer wiederkehrenden „sagt er" wurden in Storms Jugendzeit in großer Zahl dem Kuplet nachgedichtet, das in K. v. Holteis Liederspiel „Wiener in Berlin" (1824) gesungen wurde: „In Berlin, sagt er, mußt du sein, sagt er, und gescheut, sagt er, immer sein u. s. w.". Eine plattdeutsche holsteinische Nachdichtung verzeichnet Harzen-Müller in seinem Aufsatz „Niederdeutsche Städtelieder" („Niedersachsen 7. 1901/2 S. 67—69). — Die Großvaterzeit in ihrer harmlosen Heiterkeit spiegelt sich in der Inschrift auf dem Stehaufglas des Großvaters

„Trink' mich aus, leg' mich nieder,
Steh' ich auf, füll' mich wieder"

(S. W. Bd. 2 S. 197.) Es ist das eine alte Inschrift, die schon auf einem Tummler von 1650 vorkommt mit dem Zusatz: „Und bring mich einem guten Freund wieder". (E. Tiedt, Deutscher Spruchschatz. Stuttgart 1908, S. 219). Storm liebt es, die Schilderungen der alten Zeit manchmal mit solchen Versen zu illustrieren: In der Novelle „Im Saal" (S. W. Bd. 2 S. 67) zitiert die Großmutter den alten Tischgesang „Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer", mit dem sich zu ihrer Jugendzeit die Gesellschaften erheiterten, als noch nicht, wie heute, Kannegießerei das Tischgespräch beherrschte; der Hintergrund der schönen altmodischen Geschichte „Beim Vetter Christian" (S. W. Bd. 2 S. 292) dehnt sich mit dem Nachtwächterlied „Wie schön ist Gottes Welt und jedes seiner Werke" dem Gesamtton entsprechend auf die Straßen der kleinen Stadt aus. — Aus Kindertagen klingen dem Dichter die Verse herauf, die im „Bötjer Basch" (S. W. Bd. 4 S. 267 ff.) das Knabenglück des kleinen Fritz verlebendigen. Der Reim an die Schnecke

„Tinkeltut,
Kum herut,
Stäk din Fi-fat-Hörens ut",

ist in ähnlichen Fassungen weit über Norddeutschland hinaus bekannt (vergl. R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 2, 1. Wismar 1899 S. 413). Müllenhoff

gibt auf Seite 509 zwei derartige Reime, in denen aber die Anrede einmal „Slingemues“, dann „Taekeltut“ lautet. Dem Stormschen „Tinkeltut“ kommt nahe das im „Urquell“ (Monatsschrift für Volkskunde, Bd. 1 S. 92) aus dem Holsteinischen belegte „Tingel-tangel-tuts“. Dammann erklärt das „Fi-fat“ bei Storm als identisch mit „Vivat“, es solle „in die Höhe gestreckt“ bedeuten, wie die Arme beim Vivatrufen, eine Vorstellung, die das Volk schwerlich damit verbindet und die auch dem Dichter nach der Schreibweise offenbar nicht vorschwebt. In dieser Zeile haben die Reime meist „veer, fief Hören“ (Müllenhoff S. 509), „vierfacht“ (Reuter, Stromtid. Wismar u. Ludwigslust 1863/64 9. Aufl. 1871 Kp. 38) oder „fieffack“ (Urquell 1, 92 — Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Berlin 1854 Bd. 3 S. 480; aus Lübeck), woraus das fifat geworden sein mag (vergl. Wossidlo 2, 1 Nr. 1353, „de fieffatt Hüürn“). — Der Vers an den Schmetterling kehrt bei Müllenhoff (S. 509) in einer Variante wieder: dem Stormschen „Näs un Ohren blött di“, entspricht hier das scheinbar häufigere „Näes un Mund de blött dy“. In Mecklenburg kommt auch das von Storm notierte „Näs un Uhren blött di“ vor (vergl. Wossidlo 2, 1 Nr. 1473). Der Zuruf des kleinen Fritz Basch an den Storch lautet „Adebare Esther“, wogegen Müllenhoff (S. 477) das bekanntere „Adebaer to Neste“ verzeichnet. „Adebar ester“ schreibt auch Frenssen im „Jörn Uhl“ (Bd. 1 S. 8) und nach dem mecklenburgischen Volksmund Wossidlo (2, 1 Nr. 1244) „du Ester“. (Über den Storch als Kinderbringer vergl. A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearb. von E. H. Meyer, Berlin 1900 § 60.) Die Fortsetzung des Reims bei Storm erbittet vom Adebar, er möge einen Kringel mitbringen. Dazu stellt sich der Reim im Wunderhorn (S. 825)

„Flieg mir in das Bäckerhaus,
Hol mir ein warmen Weck heraus“

und im Mecklenburgischen:

„Flog über's Bäckerhaus
Holt drei Wecken raus usw.“

(Wossidlo 2, 1 Nr. 1289 b). Der Reim beim Flötenmachen „Fabian Sebastian“ (vergl. J. Grimm, Deutsche Mythologie. Berlin 1876 4. Ausg. Bd. 2, 1038) lautet bei Müllenhoff weiter (S. 510): „Let den Saft int Holt gaen“; Storm schreibt: „Lat den Saft ut Holt rut gan“, und ebenso führt Grimm den Reim aus Ditmarsen an; der erste Reim nimmt also auf das allgemeine Wirken des alten Heiligen bezug, an dessen Tag der Saft in die Weiden tritt, der zweite auf die Tätigkeit des Bastlösens. Durch diese Verse erhält die Kindheit des kleinen Fritz Basch in der Novelle

ein belebendes musikalisches Element. Frischer als es schildernde Worte des Erzählers vorzustellen vermöchten, fühlt sich der Leser von der naiven Fröhlichkeit dieser Knabenjugend umfangen, sieht er im Garten dem lustigen Spiel des Jungen zu und hört die Verse nach der ihm selbst vertrauten Kinderweise singen. Aber in das Adebare Esther klingt schon ein weher Ton hinein. Es deutet voraus auf das Kapitel, dessen schmerzvolle Düsterkeit der Kontrast zu der sonnigen Kinderszene um so tiefer empfinden läßt. Wohl erfüllt sich der Wunsch des Knaben, aber „der Adebar kam statt mit der Windel mit einem schwarzen Flor geflogen, und von Kringeln war bald eine ganze Fülle im Hause, aber es waren Totenkringel". Ein ähnlich starker Kontrast besteht zwischen dem Inhalt des Bettspruchs im Fehseschen Hause — „Draußen im Heidedorf" (S. W. Bd. 2 S. 145) — und dem Vorgang der Novelle. Der Spruch „Ost und West, to Huus ist best" ist als alte Inschrift von einem Lübecker Hause her bekannt (vergl. Tiedt S. 4). In Vergißmeinnicht gemalt, steht er über dem Bett des jungen Bauern, den die Liebe zu der Slovakendirn von Weib und Kind losgetrieben und in den Tod gebracht hat. Jetzt fällt auf jene Worte der Blick des Untersuchungsrichters und unter dem Spruch findet nun die Vernehmung der Margret statt, an deren dämonischem Wesen Heinrich Fehse zugrunde ging. Ein feiner Humor spricht aus dem Bettspruch

„Hest du din Dagwark richtig dan,
Da kommt de Slap von sülwst heran",

wenn er nun über dem Bett des nichts weniger als berufseifrigen Deichgrafen Tede Volkerts (S. W. Bd. 5 S. 35) steht. Es handelt sich um eine alte Spruchweisheit, die im Prediger Salomonis 5 Vers 11 lautet: „Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß". Noch einmal umspielt des Dichters Humor den dicken Deichgrafen in dieser Weise; man setzt ihn bei unter dem Leichenstein, der die Inschrift trägt:

„. . De kloke Mann is nu vergan,
Gott gäw em selik Uperstan".

Der Spruch ist von Storm im Ton der alten Leichensteinsprüche gedichtet worden, er kehrt in den Gedichten (S. W. Bd. 5 S. 351) wieder unter der Ueberschrift: „Ein Leichenstein, darauf der Tod mit stark gezahnten Kiefern". In der Novelle „Aquis submersus" begegnet ein Vers, der an das bekannte Sprichwort „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel" anknüpft (S. W. Bd. 2 S. 238)

„Glück in der Lieb'
Und Glück im Spiel,
Bedenk, für einen
Ist's zu viel."

So tröstet der Junker Wulf seinen Zechkumpanen, dem er seine Schwester verheiraten will. Katharinas Herz aber weiß der Maler Johannes in seinem Besitz; das stolze, heimliche Glücksgefühl, das er bei diesen Worten des Junkers empfinden muß, stärkt ihn für die schlimmen Gefahren, denen er entgegen geht. In derselben Dichtung werden auch die Kinderverse „Zwei Englein, die mich decken u. s. w." zitiert (S. W. Bd. 2 S. 264). Sie sind in Deutschland weit bekannt und finden sich auch im Wunderhorn (S. 791), für Schleswig-Holstein belegt sie Müllenhoff (S. 520) in einer längeren plattdeutschen Fassung. Allein die zweite Zeile weicht bei Storm mit dem Reimwort „strecken" statt des gewöhnlichen „decken" von Müllenhoffs Angabe ab. In das der größten Not und dem Verderben entgegenschauende Wiederfinden der beiden Liebenden klingt das wunderbare Kinderlied mit seiner unschuldigen Frömmigkeit von jenseits des abendstillen Sees durch die Weiden herüber, eine süße wehmütige Stimmung durch den Kontrast erzeugend und gleichzeitig auf das abermalige Eingreifen des ewig neidischen Schicksals vorbereitend, denn die Englein weisen hier dem Kinde in den Tod. Als Motto für die Novelle kann man den alten Vers in Anspruch nehmen, der zweimal wiederkehrt:

„Geliek as Rook und Stoof verswindt,
Also sind ock de Minschenkind"

(S. W. Bd. 2 S. 215, 251). Die Biographie von Gertrud Storm weist die Quelle nach (Bd. 1 S. 60): Ein Haus am Husumer Markt, das 1898 abgerissen wurde, an dem diese Inschrift aber erneuert ist, führte über der Tür den Spruch mit der Jahreszahl „Anno 1581". Es ist das Haus, in welchem nach der Fiktion des Dichters der Maler Johannes die Erinnerungen niederschrieb. Ein Menschenleben mit Lieben und Leiden und Hoffen leuchtet aus der Handschrift auf, um wie Rauch und Staub spurlos zu verschwinden. Auch die letzte Hoffnung, er werde in der Kunst etwas Großes leisten, ist dem Maler nicht erfüllt, sein Name blieb unbedeutend und ist vergessen.

C. Der Aberglaube: Seelen und Maren:

§ 12. Der Glaube an das Fortwirken der abgeschiedenen Seelen als Spuk klingt aus den Gespenstergeschichten des Volkes bei Theodor Storm vielfach wieder. Im großväterlichen Hause sollte das Leben der Vorfahren, so erzählt er in den „Zerstreuten Kapiteln" (S. W. Bd. 2 S. 196), sich manchmal in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde den Enkeln kundzugeben ringen, „droben in der Stube hinter dem Saal sollte es zuzeiten recht un-

ruhig zugehen". Damit erhellt das Kapitel „Staub und Plunder" eingangs noch ungewiß die Nacht, in die das Leben der Alten schon so tief versunken ist; sie wirken also noch in die Gegenwart hinein, sie gehören noch zur Sippe. Und nun wird ihr noch immer nicht erstorbenes Leben vom Dichter gleich wie von einem Nekromanten mehr und mehr ins Licht des Tages heraufbeschworen. — Es ist nicht anders zu erwarten, als daß Frau Benedikte, die böse Herrin vom Ekenhof (S. W. Bd. 3 S. 120) nach ihrem Tode noch das Gesinde schreckt, man wird ihr Wirken in Treppen und Gängen nachhallen hören. So erzählt auch die von Storm in dieser Dichtung einmal benutzte Müllenhoffsche Sage (Nr. 56) „Böse Herrinnen" von derartigen Frauen (vergl. § 5). Und ein Geräusch aus der Küche ist dem Meister Basch (S. W. Bd. 4 S. 271) „ein heiliger Spuk", der ihm vom Wirken seiner verstorbenen Line herzukommen scheint. Er eilt von der Werkstatt herbei und setzt sich, wie wartend auf die Tätigkeit der Toten, an den Herd. „Aber es blieb alles still; nur ein Sperlingspaar, das sich draußen miteinander haschte, rutschte an den kleinen Fensterscheiben herunter und flog dann kreischend weiter". Die heimwehvolle Einsamkeit des alten Basch wird deutlich fühlbar. Im „Staatshof" (S. W. Bd. 1 S. 47) geht nach dem Wort der Bettlerin etwas um, das den Mörtel des Nachts aus den Fugen pflückt. Damit fällt, wie Paul Schütze (S. 150) schon erwähnt, ein grelles Licht auf den Verfall des Rodenschen Hauses. Man wird weiter noch eine vorausdeutende Beziehung auf Anne Lenes Schicksal empfinden. In einem ungewissen Dunkel, wie das Gespenst, das den Verfall des Hauses betreibt, wirkt auch die Macht, die sie ins Verderben zieht. Ob nur der Niedergang ihrer Familie oder auch die gescheiterte Liebe zu dem Kammerjunker — es nagt in der Stille an ihr etwas Auflösendes, Verzehrendes, über dem sie endlich zusammenbrechen muß. — In „Grieshuus" (S. W. Bd. 4 S. 141) hört man des Nachts aus dem Meiereikeller herauf ein gespenstisches Rahmschöpfen und Umgießen; es lauert seit dem Brudermord ein rächendes Verhängnis; dieser Gedanke wird mit dem Spuk stimmungsgemäß in der Handschrift des Magisters Caspar Bokenfeld, dem zweiten Teil der Novelle, aufgegriffen. Solche lärmende Meiertätigkeit entfalten in den Sagen meistens die Zwerge, z. B. will man bei Gettorf in Schleswig die Zwerge im Hochberg oft buttern hören (Müllenhoff Nr. 387). Doch wird auch von „armen Seelen" wohl einmal erzählt, man habe sie butternd an einer Karne gesehen (Müllenhoff Nr. 249). Erinnerungen an derartige Sagen schufen gewiß das Stormsche Motiv.

§ 13. Irrlichter als Erscheinungsform der ruhelosen Seelen kennt auch Storm, und er verwendet diesen alten Volksglauben zu einer stimmungsgewaltigen Szene in der ganz vor die dunkle Folie des Aberglaubens gestellte Novelle „Renate". Gleich im Anfang derselben liest man vom Tanz der Irrwische, „dessen Anblick in alle Wege besser zu umgehen" (S. W. Bd. 3 S. 157), was hier zusammen mit der Erwähnung umherstreifenden Kriegsgesindels die unsichere, unruhige Zeit andeutet. Und weiter (S. W. Bd. 3 S. 189): Als Renate mit den Mägden ausging, die Leiche des im Moor ertrunkenen Hofbauern zu suchen, da erscheinen gegen Abend die Irrwische aus dem Moor, und es beginnt ein gespenstisches Gemunkel und Geflimmer, Renate schreit laut nach ihrem Vater, und gleich antwortet ein erschreckendes Geheul aus den Lüften, als ob hundert Stimmen durcheinanderrufen. Und der Schmied Carstens sieht selbigen Tages am Moor einen zuckenden Lichtschein, mit dem zusammen eine dunkle Gestalt auf dem Moor in der Finsternis umgeht. Am anderen Morgen kommt Renate heim mit zerzaustem Haar und eine zertrümmerte Laterne in der Hand. Spukgeschichten, wie sie Storm in diesem Fall beeinflußten, sind bei Müllenhoff in großer Anzahl zu finden. Es sei als ein Beispiel die Sage Nr. 495 herausgehoben, in der sich der gespenstische Sturm mit derartigen Lichterscheinungen ähnlich wie in der Novelle verbindet, die Sage vom alten Jäger Au. (Über Irrlichter vergl. Wuttke 762. — F. Ranke, Die deutschen Volkssagen, Deutsches Sagenbuch, hg. v. F. v. d. Leyen. München 1910 Bd. 4 S. 45. — Über Seelen im Windesrauschen: W. Golther, Handbuch der germ. Mythol. Leipzig 1895 S. 80, 81.) Solche Sagen mag Storm nach dem Aufsatz von Magnus Voß (Veröffentlichungen des nordfries. Vereins f. Heimatkunde und Heimatliebe. 1904/5 Bd. 2 S. 29—183) aus dem Volksmund des Ostenfelder Kreises geschöpft haben. Nach Voß sollen sogar Örtlichkeit und Personen in der „Renate" so getreu nach der Wirklichkeit geschildert sein, daß man beide noch erkennen und wiederbestimmen kann.

§ 14. Um die Wahrnehmung des Schmiedes Held Carstens steht es in der Novelle so: Er ist auf der nächtlichen Heimfahrt eingenickt und wird plötzlich aufgeschreckt durch das Schnauben und die Unruhe seiner Pferde. Aus den Träumen emporfahrend, gewahrt er die dunkle Gestalt und neben ihr einen Lichtschein, ein Irrlicht, mit dem sie ihr Wesen treibt, wie er nun genau zu erkennen meint. Da spricht er ein still Gebet und treibt seine Gäule vorwärts. Der Leser hat den deutlichen Eindruck einer nichts weniger als übernatürlichen Sache, die erregte Phantasie

des Schmiedes erklärt den Vorgang. In jener Umwelt muß sich die abergläubische Vermutung bilden, sie wird befestigt durch das Gerücht, das die Mägde ausstreuen, der Sturmwind habe Renates Wehrufen geantwortet. Die unheimliche Situation, das von Irrlichtern überflimmerte Moor, das Geschrei der trostlosen Tochter, das Windesrauschen in den Baumkronen bildet hier den Aberglauben ganz selbstverständlich in den leicht geängsteten und solchen Dingen bekanntlich besonders zugänglichen Gemütern der Mägde. Dem Leser ist der Vorgang wiederum vollkommen erschlossen. Er bietet ihm wohl Grausiges, aber nichts Unnatürliches. Renate ruft keine übersinnlichen Dinge herbei, allein der Schmerz, die Kindesliebe, das Einsamkeitsgefühl schreit aus ihr.

Man erkennt hier als an einem typischen Beispiele, wie Theodor Storm in der „Renate" den Aberglauben überhaupt verwandt hat. Er schwebt nicht bloß als finstere Nacht über dem Ganzen (so Paul Schütze S. 223), er ist vielmehr ein organischer Teil des Kunstwerks, er ist Träger der Handlung. Aberglaube und Aufklärung sind in der Novelle Spiel und Gegenspiel, und zwar so, daß hinter jedem Zug von Aberglauben die ausdeutende Aufklärung, hinter jeder vorwärts strebenden Aufgeklärtheit der umdeutende Aberglaube steht. (Die einzige Ausnahme bildet die ganz im Dunkeln belassene Rattenepisode. S. W. Bd. 3 S. 183, s. unten.) In solchem Widerstreit zerreibt sich zunächst das Glück der beiden Liebenden, Josias und Renate. Josias kann sich nicht frei machen aus dem Bann des Aberglaubens, über den die ihm geistig überlegene Renate erhaben ist. Der Aberglaube scheint zu siegen: Josias schwört vor dem sterbenden Vater der Hexe Renate ab, obwohl das Herz ihm sagt: „Du kannst sie nimmer lassen; in diesem Weibe ist all dein irdisch Glück" (S. W. Bd. 3 S. 193). Petrus Goldschmidt, der Verteidiger des Hexenglaubens und fanatische Verfolger des Trudenvolkes, wird Doktor honoris causa und Güstrower Superintendent (S. 189). Aber nicht so soll es enden. Renate überzeugt, als freilich die Leidenschaft der Liebe längst geflohen ist, Josias von ihrer Unschuld und nimmt ihm den Aberglauben, daß er jetzt friedevoll in jene Welt hinübergeht. Und der fanatische Hexenverfolger endet kläglich als Hamburger Schenkenwirt. Trotz allem bleibt die dunkle Basis des Ganzen, bleibt der Aberglaube in seiner Zähigkeit stehen, den Ausgang der Handlung gleichsam verhöhnend, der ja die lichte Sache siegen ließ. Seine trügerischen Lichter umspielen so lebhaft wie den Anfang (Mutter Pottsacksch, vergl. § 5) auch noch den Schluß (S. W. Bd. 3 S. 203): „Nun aber hat es bald ein laut Gerücht im

Dorf gegeben . . . . ., die Hexe von Schwabstedte sei es gewesen, die auf ihrem Roß all Sonntags in das Dorf gekommen; ja derer etliche hatten sichere Kunde, daß sie, unter Vorspiegelung trügerischer Heilkunst dem armen Herren Josias das Leben abgewonnen habe."

§ 15. Grund und Wurzel des Aberglaubens in der „Renate" sind der Neid und die Verständnislosigkeit der Mitmenschen. Dem weitschauenden vorurteilslosen Wirken des Hofbauern begegnet die erfolglosere Schwerfälligkeit mit Mißtrauen und Abgunst, aus denen sich allmählich wie von selbst abergläubische Gerüchte bilden. Dieselbe Erscheinung kehrt auch im „Schimmelreiter" wieder. Aber für Renate wird der Aberglaube zum Verhängnis, insofern er ihr Liebes- und Lebensglück zerstört; Hauke Haien geht infolge eigenen Verschuldens einer schwachen Stunde unter. Noch einmal wird in Storms Dichtung der Aberglaube einem Menschen verderblich: dem Vater der alten Hansen in der Novelle „In St. Jürgen", ihn bringt der eigene Aberglaube in die größte Not, Renaten hingegen der der anderen. Es besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Renates Schicksal und dem der Hansen. Beide läßt der Tod des Vaters ganz einsam werden, und die Wirkung des Aberglaubens reißt ihnen von der Seite den Geliebten und das Glück. Mühlner stellt in seinem Aufsatz „Spuk- und Gespensterfreude u. s. w." die Novelle „Im Brauerhause" hinsichtlich der Verwendung des Aberglaubens als Kompositionsmittel mit der „Renate" gleich; dem gegenüber ist zu sagen, daß in der „Renate" der Aberglaube allein die Katastrophe veranlaßt, während dem Brauer Ohrtmann, wie unten gezeigt werden soll, ein Gerücht aus noch anderen Komponenten entgegensteht.

§ 16. Die überschauende Betrachtung der Novelle „Renate" zeigte als einen von Storm angenommenen Grund des Aberglaubens Neid und Verständnislosigkeit. Der Hinweis auf dieselbe Erscheinung im „Schimmelreiter" läßt erkennen, daß der Dichter aus dieser Wurzel die an einzelne Personen anknüpfenden Gerüchte erklärt wissen will. Die näheren Umstände, unter welchen sich diese Dinge abspielen, ergeben gleich noch einige andere Gesichtspunkte. Blicken wir auf die von § 12 ab behandelten Fälle zurück, so ergibt sich folgendes Bild: Die Spukereignisse in der Stube hinter dem Saal, im Ekenhof, in Meister Baschs Küche, im Staatshof, in Grieshuus, im nächtlichen Wald und Moor sind sämtlich Gebilde der durch die Einsamkeit erregten Phantasie. Man vergleiche hier das im § 3 über die Einsamkeit als Sagenbilderin gesagte. Ein kühlerer Geist aber, Caspar Bokenfeld in der „Chronik von Gries-

huus", erlebt den Spuk nicht, er fügt dem Bericht ausdrücklich hinzu (S. W. Bd. 4 S. 141): „Aber das sind nugae; es ist allzeit ruhig gewesen, wenn ich gegenüber meine enge Treppe aufgestiegen bin". Die den Spuk erleben und davon erzählen, sind durchweg Weiber oder geistig verwirrte Leute, im Ekenhof die Mägde, ebenso gewiß in Grieshuus und im großväterlichen Hause der „Zerstreuten Kapitel", in der „Renate" einmal die alten Weiber, die die Moosbeeren holen, dann die Mägde wiederum, die Renate begleiten; bei Meister Basch deutet das Spukereignis geradezu den sich trübenden Geist an, eine nüchterne Erklärung steht hinter dem Vorgang: die Katze hatte ein Gerät in der Küche heruntergestoßen; im „Staatshof" ist die Bettlerin gleichfalls als geistig verwirrt zu denken. Storms persönliche Stellung zu solchen Dingen ist aus einer oben (§ 2) zitierten Briefstelle bekannt. Wir wissen, er neigte dem Glauben an Übernatürliches etwas zu. Aber nur selten hat er als Künstler dieser Neigung nachgegeben. Es kommen dafür eigentlich nur die schon erwähnte dunkle Stelle in der „Renate" und eine ähnliche im „Schimmelreiter" in Betracht. Im allgemeinen läßt er dem Leser Klarheit, denn er erzählt den Spuk nicht um des Gruselns wegen. Er steht solchen Dingen, wie Dreesen schon betont, anders, kühler gegenüber als etwa E. T. A. Hoffmann. Wir stellen schon hier mit Mühlner fest: „Nicht die Spukstoffe locken den Künstler, er steht hoch über ihnen und ist ihr Meister. Er hat kein Werk erzählt um des Spukes willen, nicht einmal seine Märchen bieten Beispiele dafür".

§ 17. In der Gestalt, wie sie einst auf Erden gelebt haben, gehen die Toten oftmals wieder. Dafür gibt es bei Theodor Storm nach Glauben und Sagen des Volkes manches Beispiel. So erzählt der alte Basch (S. W. Bd. 4 S. 291): „Mein selig Mutter war heute Nacht auch bei uns in ihrer kalmankenen Nachtjacke", nur sein Fritz, den er in Amerika gestorben wähnt, sei nicht erschienen, die Reise sei wohl zu weit. Von solchen Wiedergängern, Gongers genannt, sagt das Volk ausdrücklich, daß sie in ihrer Kleidung erscheinen (Müllenhoff Nr. 251). Der alte Meister Daniel in der Novelle ist wunderlich geworden, des Nachts vom Kirchhof heimkehrend, erzählt er diese Spukgeschichte, man sieht seinen Geist sich mehr und mehr umdüstern. „Im Brauerhause" (S. W. Bd. 3 S. 144) wird erzählt, Peter Liekdoorn, der Hingerichtete, habe bei der Nacht in der Bürgermeisterei ans Fenster geklopft, denn er habe den ihm genommenen Daumen wieder haben wollen. Um die Anlehnung an einen weit verbreiteten Volksglauben hier zu bezeugen, werde eine Sage aus

Posen angeführt, die Knoop (O. Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Posen 1894 S. 113) mitteilt: Eine Bauernfrau setzte ihrem Manne die Lunge eines Hingerichteten, die sie der Leiche am Galgen herausgeschnitten hatte, zum Essen vor; nach Sonnenuntergang erschien der Tote bei der Frau und rief: „Dawaj babo, moje pluca" (gib, Weib, meine Lunge her)! Sie schlachtete darauf eine Henne und gab ihm die Lunge des Tieres. In der Novelle erzählt eine alte Krautfrau die Geschichte, ein altes dummes Weib, die alles „wie Kraut und Rüben durcheinanderwelschte; Gott weiß, wo sie es sich aufgesammelt hatte" (S. W. Bd. 3 S. 144). Die toten Eltern sind ihren leidenden Kindern besonders leicht nahe, „namentlich, wenn die Liebe des Kindes nicht aufhört oder wenn es sie zum Grabe der Eltern hinzieht" (F. v. d. Leyen, Das Märchen. Ein Versuch. („Wissenschaft und Bildung".) Leipzig 1911 S. 59). Als Anna in der Erzählung „John Riew'" (S. W. Bd. 5 S. 187) in ihrer Not die Briefe ihres ertrunkenen Vaters liest, zu dessen gleichem Schicksal es sie wie aus verborgenen Tiefen der Seele immer wieder hinzieht, da sagt der alte Riew: „Sie war wohl dort nicht mehr allein nur, denn die Toten — wer kann's wissen, wenn eine Kinderstimme so ins Grab hinunterschreit". Gelang es doch nach der Volkssage auch dem Jammerklagen des Ritters von der Riesburg, die Leiche seiner Gemahlin auf einige Augenblicke zu erwecken (Müllenhoff Nr. 80). Im „Eekenhof" tritt das Bild der ersten Frau Herrn Hennickes zuweilen aus dem Rahmen und zwar immer dann, wenn ihr Kind in Not ist. In hellen Mondnächten sucht sie es durch die verlassenen Kammern ihres Hauses (S. W. Bd. 3 S. 106), bis es in der Obhut einer Verwandten ist, da verliert sich das unruhige Wandern. Als der Junker Detlev in sein Eigentum zurückkehrt, besucht er zuerst das Bild der Mutter im Ahnensaal (S. W. Bd. 3 S. 112). Er wird wieder aus seinem Besitz vertrieben und soll gar mit einem Spanienfahrer in die weite Welt gegangen sein (S. 119). Da zeigt sich auch die tote Frau wieder am Fenster und schaut nach dem Verstoßenen aus. Vor den mit stillem Leben erfüllten Augen des Bildes soll Herrn Hennickes Arm gesunken sein, als er es aus dem Rahmen schneiden wollte, um dem Spuk ein gewaltsames Ende zu bereiten. Endlich sollen, so schließt die Novelle, die Schattenhände der toten Frau seine Kraft vollends gebrochen haben. Die alte Förstersfrau und Heilwig, ihre Enkelin, die beiden einzigen Bewohner des alten Hauses, hören in Sturmnächten über sich das Rauschen des Frauengewandes; Frauen sind es wiederum, die den Spuk erleben und zwar in einem verödeten, einsamen

Hause, wie wir derer ja schon mehrere kennen lernten (§ 16). In der Novelle spielt noch ein anderer Bilderspuk hinein: der todverkündende Stieglitz im Bilde der Ahnfrau. Man fragt nach der Quelle, die Storm das Motiv solcher unheimlichen Bilder nahe brachte. Im § 3 wurde schon eine Husumer Lokalsage gestreift, die Müllenhoff unter Nr. 548 seiner Sammlung verzeichnet, die Sage vom errötenden Bild. Sie lautet dort so: „Mein Freund Storm erzählte mir: Im großen Rittersaale des Husumer Schlosses waren noch in meinen Knabenjahren die Wände dicht mit alten Ritterbildern behangen, meist in Lebensgröße. Darunter war auch das Bild eines Ritters, das mußte roth werden, wenn mans fest anschaute; wir Knaben machten uns oft dies Vergnügen, aber immer mit heimlichem Grauen . . . .“ Dies vielfach wiederholte Jugenderlebnis erklärt wahrscheinlich jenes Motiv.

§ 18. In der Sage von Herrn Hennickes Ende sieht man schon eine rächende Tätigkeit der Toten, ein unmittelbares Eingreifen der spukenden Seelen in das Leben der Gehaßten. Etwas Ähnliches begegnet in der „Chronik von Grieshuus“. Die Zeit, wo einst am Wege der Junker Hinrich um der Ehre seines Weibes willen seinen Bruder erschlug, ist noch nach Jahren als „die schlimmen Tage“ bekannt. In den schlimmen Tagen vom 23.—25. Januar sollte dem, der nach Sonnenuntergang das Tal durchschritt, etwas Furchtbares widerfahren, das die Kraft seines Lebens abstumpfte, wenn nicht gar völlig austat (S. W. Bd. 4 S. 103). In dieser Zeit will der Junker Hinrich, der unerkannt als Wildmeister im Alter wieder in Grieshuus lebt, nicht im Turmhaus ob der Heide wohnen, er hat sich für diese Tage eine Wohnung im Hofe selbst ausgebeten (S. 145). Dann ist immer schlecht Wetter, wie die Leute meinen, und der alte Wildmeister liest in seinem Zimmer die Bibel, er sieht und hört nicht und läßt die Speisen unberührt (S. 149). An dem Ort der Tat, am Runenstein beim Wassertümpel, lauert der Geist, den Mörder zu greifen. Und weil schon viele Jahre ins Land gezogen sind, vergreift er sich zuweilen auch, und soll einen Unschuldigen zerschlagen haben (S. 148). Endlich vollzieht sich denn auch in den schlimmen Tagen das Verhängnis. Der Enkel des Junker Hinrich fällt im Kriege, und bei dem Runenstein findet man den Wildmeister, der ihm zu Hilfe reiten wollte, tot liegend, als ob er schlafe. Ganz ähnlich wie in der „Renate“ lebt auch hier zum Schlusse noch einmal der unverwüstliche Aberglaube auf, den Ausgang der Handlung umspielend: „Nach dem Begräbnis aber war das Gerede von den schlimmen Tagen wieder aufgekommen: der Nachtspuk des Erschlagenen habe dem Junker Hinrich nun doch

noch das Genick gebrochen und also ihn und sein Geschlecht vernichtet" (S. W. Bd. 4 S. 172). Aber Storm versäumt nicht, auch hier die Erklärung des Zusammentreffens zu geben, der Magister Bokenfeld fügt wiederum dem Gerücht hinzu: „das sind nugae . . . das Pferd wird vor dem hellen Stein gescheut haben, und so ein altes Leben findet bald ein Ende. Das ist, aus der Handlung herausgehoben, der Aberglaube, der die „nordische Sagenstimmung", die düstere Färbung dieser Dichtung bestimmt. Die Trägerin des Glaubens von dem rachesuchenden Geist ist die Matten, ein hellseherisches und geistig abnormes altes Weib. Sie geht gespenstisch durch die beiden Teile der Novelle, die sonst durch den Wechsel des Erzählers und den großen zeitlichen Zwischenraum scharf auseinander fallen. Die Komposition wird durch die Gestalt der Matten, des Hans Christoph und vor allem durch die Idee von der Koinzidenz des Ortes und der Zeit der Katastrophen zusammengehalten. Das an dem Ort der Bluttat der Geist des Ermordeten Rache fordert und zuweilen den Rachedurst auch an Unschuldigen stillt, ist ein allgemeiner Volksglaube, der u. a. in der Silter Sage vom „Dikjendälmann" (Müllenhoff Nr. 239) wiederkehrt, ebenso, daß die Zeit, der Tag des gewaltsamen Todes eines Menschen gefährlich ist; so wird z. B. am Tutland bei Loit (Müllenhoff Nr. 238) noch am Abend jeden Donnerstags der Weheruf eines dort vor Zeiten umgekommenen Halbmeisters gehört, und „wer über die Brücke, die über den nahen Bach führt, ungehindert hinüberkam und nicht ins Wasser geworfen ward, konnte von Glück sagen".

§ 19. Von solchen gefährlichen Orten und Zeiten ist auch sonst bei Storm die Rede. Wir lernten bisher alte unheimliche Häuser kennen in Großvaters Haus, in Grieshuus und Ekenhof, bei Meister Basch und im Staatshof. Das typische Spukhaus bildete der Dichter in „Bulemanns Haus". Bulemanns Haus wurde ihm das Spukhaus schlechthin (Paul Schütze S. 166); dort tanzt auch die „zierliche Kleine" in dem bekannten Märchengedicht (S. W. Bd. 5 S. 320). Die Erzählung enthält keine unmittelbaren Anklänge an die Volkspoesie, jedoch zeigt sie „die Art, wie das Volk seltsame Menschen, Geizhälse, Wucherer mit allerlei Sagen umgibt, um dem Drange nach dem Wunderbaren und nach Vergeltung Genüge zu tun" (Dreesen S. 43). Ein Seitenstück zu „Bulemanns Haus" bildet das „Nachbarhaus links", die Greisin dieser Novelle hat Schütze (S. 209) geradezu eine Art weiblichen Bulemann genannt. Hier findet sich schon die Vorstellung von den „schlimmen Tagen", die in der „Chronik von Grieshuus" so bedeutsam hervortrat; denn so oft sich die Todesnacht der armen

Greisin jährt, hört man sie auf Trepp und Gängen stöhnen, als jammere sie über das verlorene Glück ihrer Jugend. Der Erzähler fügt hinzu: „Daß es noch dergleichen gibt, . . . „ finde ich unter Umständen außerordentlich tröstlich" (S. W. Bd. 3 S. 153). Die oben zitierte Bemerkung Dreesens findet auch auf diese Novelle ihre Anwendung. Sie bestätigt, weiter ausgedacht, die Wahrnehmungen, die im § 16 festgehalten wurden. Der Drang des Volkes nach dem Wunderbaren wird erst lebendig angesichts der Öde, der rätselhaften Einsamkeit jener alten Häuser, die mitten an der Straße in Todesschweigen stehen. Und das Verlangen nach Vergeltung folgert aus dem Neid, der das Vorleben der Reichen und Einsamen gern mit allerlei bösen Sagen umspinnt. Man erinnere sich, was der alte Organist der Magdalenenkirche von Bulemanns, des „Seelenverkäufers" Vergangenheit zu erzählen weiß (S. W. Bd. 2 S. 46). Unheimlich ist der Ort, wo jemand starb, überhaupt. Da erholen sich die Balken des Fußbodens krachend von der schauerlichen Last des Sarges, die auf ihm geruht hat: „Im Schloß" (S. W. Bd. 1 S. 83). Des toten Schloßherrn Tochter steht allein im öden Rittersaal, die Kerzen brennen noch, die alten Bilder hängen stumm an den Wänden, die Dielen krachen gespenstisch — wiederum ist die Einsamkeit mittels der Spukwahrnehmung in ihrer beängstigenden Wirkung auf eine Frau geschildert. Besonders unheimlich sind natürlich die Orte, wo ein Mensch eines gewaltsamen Todes starb, wie wir schon aus der „Chronik von Grieshuus" wissen. Wo vor Jahren einmal ein Bauernbursch vom Wolf zerrissen wurde, da gehen die Leute nicht gern vorbei („Ein Fest auf Haderslevhuus". S. W. Bd. 4 S. 219), und auf dem Rade sitzt bei Nachtzeit etwas, das einen Christenmenschen nicht heranläßt („Im Brauerhause". S. W. Bd. 3 S. 139). An Richtstätten ist es nach allgemeinem Volksglauben immer nicht geheuer, die Geister ängstigen und quälen die Vorübergehenden (Wuttke 758).

§ 20. Dasselbe gilt von den Kirchhöfen. Hier zeigen sich die Seelengespenster der Begrabenen in allerlei Weise. Seltsam ist die Vorstellung, die ich im Volksglauben nicht belegt fand, daß die Toten in den Gräbern schreien. So schildert die Slovakenmargret („Draußen im Heidedorf". S. W. Bd. 2 S. 152) nach den Erzählungen des alten „Finkeljochim" *) den Nachtsturm am Kirchhof. Ein Greis,

*) Zu dem Wort sei auf eine Stelle in Schützes Idiotikon verwiesen (Bd. 1 S. 316). „Finkel, eigentlich Fenkool (dän. Fennikel): Fenchel. Daher Finkeljochen, eigentlich Finkeljuchen, schlechter Kornbranntwein, wie Fusel". Man könnte hier eine Reminiszenz an das Idiotikon bei Storm zu finden meinen (vergl. § 6). Dagegen spricht, daß sich Anklänge an das Idiotikon nur „Im Brauerhause" fanden, daß aber acht Jahre später (1878/79) entstanden ist.

dessen Sinn einfältig zu den Ammenmärchen zurückgekehrt sein mag, ist der Erzähler der Geschichte, eine Frau erinnert sich seiner Worte in einer unheimlichen Nacht, wo sie allein bei Sturm und Regen dahinschreitet nach einem Erlebnis, das alle Tiefen ihres Gemüts aufgepeitscht hat. „Mir graufste", sagt sie, „ich weiß nicht mehr, wie ich wieder ins Haus und ins Bett gekommen bin". Die Novelle ist ganz umgeben von Gespensterwerk. Dem Erzähler, der ins Heidedorf hinausfährt, kommt von selbst die Vorstellung des „weißen Alp" nach einer slavischen Sage, die er irgendwo gelesen hat; sie kommt ihm, als er am Rande des „wilden Moores" entlang fährt, dessen Öde und Einsamkeit (S. 139) packend geschildert und durch den Spuk lebendig illustriert wird. Und das verwirrende gespenstische Element, die unheimliche Zwitterstimmung, wie Paul Schütze sie nennt (S. 207), ist in allerlei Anspielungen auf den Aberglauben des Dorfes festgehalten. Aus der Öde des Heidedorfes und der erregten Phantasie des Mädchens entsteht die besprochene Geschichte und beides wird eben durch die Anführung der Geschichte charakterisiert. Diese Art vollständiger künstlerischer Verarbeitung läßt sich immer wieder an solchen Dingen in Storms Dichtung beobachten. Auf die vom Dichter geübte Sparsamkeit in der Verwendung solcher Sagen wies Dreesen (S. 11) hin, auch die obige Stelle wäre ein Beleg dafür. — „Von Kirchhöfen pflückt man keine Blumen", der allgemeine Glaube an die Gefährlichkeit der Kirchhofsblumen, den Wuttke (743) in mancherlei Gestalt und aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands belegt, begegnet bei Storm in der unvollendet hinterlassenen Novelle „Die Armesünderglocke" (bei Gertrud Storm wiedergegeben Bd. 2 S. 259). Die Großmutter, die alte Oligard Svendrofski, fährt mit diesem düsteren Aberglauben in Maikes Freude an den roten Blüten. „Fort mit Schaden!" sagt sie feierlich und wirft die Kränze in die Flammen. Die Vorstellung des Volkes, daß noch etwas vom Leben der Toten in der Erde und in den Blumen enthalten sei (Wuttke 186) ist auch vom Dichter aufgegriffen, wenn er dem Knaben beim Anblick der roten Blumen den Gedanken kommen läßt: „Das ist von Blut . . . . laß sie stehen!"

§ 21. Hauke Haien, der Deichgraf, spukt nach seinem Tode als Schimmelreiter. Der Schimmelreiterspuk ist hier eingehender zu behandeln. Von den schleswig-holsteinischen Volkssagen kommen als mögliche Quellen in Betracht die Sagen vom Strandvogt und vom Dränger (Müllenhoff Nr. 243 und 347). Die Strandvogtsage hat diesen Inhalt: Ein um das Strandwesen in Silt hochverdienter Vogt hat einmal bei einem Raubmord die Augen zugedrückt,

dafür irrt er noch heute fortwährend am Strand umher und betätigt sich in allerlei Wohltun. Dazu merkt Müllenhoff eine lauenburgische Sage an: „Ein Deichgraf reitet den Deich an der Elbe entlang um nachzusehen. Man zwingt ihn, in die Fluten hineinzureiten. Seitdem sieht man ihn allnächtlich auf seinem weißen Pferde". Ein Gespenst am Deich ist auch der Dränger; nach einem gottlosen Leben geht die Seele des Mannes um und strebt nach dem Deich zu, der einstürzen muß, wenn er ihn erreicht. Ähnlich verhält es sich mit einem feurigen Gespenst in Eiderstede, dem Waterpedder. Man muß außer auf diese Müllenhoffschen Sagen noch auf das Schimmelreitergespenst hinweisen, das allgemein in zahlreichen Erzählungen des Volkes durch Deutschland geht. Mit breitem Hut und dunklem Mantel jagt es im Sturmgebrause vorbei. Dieser Schimmelreiter, mit dem Wodan der Göttersage verwandt, ist zu einem weitverbreiteten Volksscherz geworden. In der Adventszeit zieht ein maskierter Schimmelreiter im Dorf von Tür zu Tür (s. H. . ., Nordelbische Weihnachten. Jahrbücher f. d. Landesk. d. Hzt. Schleswig-Holstein u. Lauenburg. 1861 Bd. 4 S. 284/85). Das Schimmelreitergespenst bei Storm hat aus diesem Volksglauben die Gestalt, es ist derselbe Reiter mit breitem Hut und dunklem Mantel, der im Sturm auf weißem Pferd vorüberreitet. Er war wie der Strandvogt ein verdienter Mann, der einmal unterlassen hat, seine Pflicht zu tun, nun reitet er, wie jener oder der Waterpedder, nächtens auf dem Deich. Er greift noch in das Leben der Marschleute ein wie der Strandvogt, indem er sie durch sein Erscheinen warnt, wenn eine Sturmflut bevorsteht.

Wir wissen auch, daß durch Lena Wies (vergl. § 1) dem Dichter die Schimmelreitersage zuerst bekannt wurde (S. W. Bd. 2 S. 172). Sie erzählte ihm „von dem gespenstischen Schimmelreiter, der bei Sturmfluten nachts auf den Deichen gesehen wird, und wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt". Aus ihrer Erzählung hat also der Schimmelreiter der Novelle den Charakter des Vorspuks bekommen. Möglich, daß neben anderen mündlichen Quellen auch die Lektüre des Müllenhoffschen Buches des Dichters Phantasie in späteren Jahren zu Lenas Erzählung zurückgeführt und angeregt hat.

Das Gespenstermotiv ist nun mit der Hauke Haien-Tragödie verbunden, dieser Tragödie eines überragenden strebenden Geistes, der in einem Augenblick der Willensschwäche und des Ehrgeizes eine Schuld auf sich läd, die er mit dem Untergang büßt. Im § 16 wurde schon in Rücksicht auf „Renate" und den „Schimmelreiter" gesagt,

daß sich für Storm an eine überragende Persönlichkeit leicht mit dem Neid und der Verständnislosigkeit der Menge der entstellende Aberglaube knüpft. Dem entsprechen die Worte des Erzählers (S. W. Bd. 5 S. 94): „Einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachsen war, zum Spuk und Nachtgespenst zu machen — das geht noch alle Tage".

Und wie erscheint nun der Schimmelreiter in der Stormschen Dichtung? In einer Oktobernacht kommt er im kargen Licht des halben Mondes, im Toben von Wind und Wasser, dem einsamen Reiter auf dem Deich entgegen. Er reitet geräuschlos vorbei und kommt noch einmal zurück, um schattenhaft an der Binnenseite des Deiches hinabzugleiten. Dreesen (S. 26) meint, daß Storm in seiner Zurückhaltung gegenüber dem Geheimnisvollen etwas weit gegangen sei. Es fehlen in der Tat deutlichere Hinweise zu der Aufklärung dieses Spuks. Aber im allgemeinen braucht man unter Berücksichtigung der Naturstimmung — es handelt sich wiederum um einen Oktobertag mit nordischer Sagenstimmung — nicht den Eindruck zu haben, als wollte der Dichter hier an das Gespenst des Schimmelreiters glauben machen. Dafür spricht besonders die Stelle, wo im Dorfkrug die Versammelten den Spuk vorüberreiten sehen (S. 10): „Draußen — man sah es durch die unverhangenen Fenster — trieb der Sturm die Wolken, und Licht und Dunkel jagte durcheinander; aber auch mir war es, als hätte ich den hageren Reiter auf seinem Schimmel vorbeisausen gesehen". Hier erscheint er deutlich als ein Gebilde aus den phantastischen Lichtern der Sturmnacht. Der Schimmel als Spuk ist Gegenstand der Rahmenerzählung. Er wird aber aus der Haupterzählung heraus entwickelt. Diese zerfällt in zwei wesensverschiedene Teile, welche der Schulmeister so charakterisiert: „Sie wollen bemerken, lieber Herr, daß ich das bisher Berichtete . . . . . aus den Überlieferungen verständiger Leute oder aus Erzählungen der Enkel und Urenkel zusammengefunden habe; was ich . . . . Ihnen jetzt vorzutragen habe, das war derzeit und ist auch jetzt noch das Gespräch des ganzen Marschdorfes, sobald um Allerheiligen die Spinnräder an zu schnurren fangen" (S. 48). Das Gerede der Spinnerinnen bewahrte also den Spuk. Dieser tritt nun erst in die eigentliche Erzählung ein mit der Erscheinung des Gespensterpferdes auf der Jevershallig. Der Tagelöhner, der Knecht und der Junge sehen in Mondnächten auf der Hallig einen großen Schimmel sich hin und her bewegen, und doch liegt dort sonst nur das bleiche Skelett eines Pferdes. Der Junge fährt hinüber, er findet das Skelett am alten Ort liegen, indes der Knecht vom Lande aus

ihn auf das Unwesen losgehen sieht. Als der Deichgraf aber seinen Schimmel gekauft hat, ist die Erscheinung verschwunden. Man bemerkt, daß auch dieser Vorgang in sehr ungewissem Licht gehalten ist. Aber es fehlt auch hier noch nicht die Möglichkeit, die Erscheinung zu enträtseln. Denn die Gebilde der Mondnächte sind trügerisch, wie der Dichter den Jungen sagen läßt (S. 50): „Peter Ohm sagt, im Mondschein wird aus zehn Torfringeln ein ganzes Dorf". Und welche Art der Spuk ist, ersieht man wohl, wenn es dem scharf ausspähenden Knecht scheint, als ob weiße Wasserstreifen über die Erscheinungen hinzögen.

Einmal hat der Dichter die Grenze allerdings wohl überschritten, und zwar im Bericht Hauke Haiens über den Kauf des Schimmels. Hier wird des gespenstisch Verdüsternden doch zu viel getan, wenn selbst Hauke Haien, der Klarschauende, Vorurteilsfreie, uns den Eindruck vermittelt, als habe er das Pferd vom Teufel selbst erstanden (S. 54, 55). Er erzählt, er sei auf der Landstraße einem Vagabunden, einem Kesselflicker begegnet, der das Pferd am Halfter hinter sich her zog. Als sie den Handel abgeschlossen hatten, reichte ihm der Bursche „die braune Hand, die fast wie eine Klaue aussah .... Wunderlich nur war es, als ich mit dem Pferd wegritt, hörte ich bald hinter mir ein Lachen, und als ich den Kopf wandte, sah ich den Slovaken; der stand noch sperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, und lachte wie ein Teufel hinter mir drein". Man empfindet, daß hier einen Augenblick der Bereich des Aberglaubens zu weit gespannt ist. Insofern stellt sich diese Szene der Rattenepisode in der „Renate" an die Seite. Im übrigen wird man die Kunst des Dichters bewundern, der hart an der Grenze des Unerklärlichen im wundervollen Dämmerlicht auch dieses Kunstwerk erstehen ließ. Der Leser wird sich dazu zu stellen haben, wie der Zuhörer zu dem Schulmeister-Erzähler (S. 5), der ihm sagt: „Es ist viel Aberglaube dazwischen und eine Kunst, es ohne diesen zu erzählen". Und er antwortet: „Ich muß bitten, den nicht auszulassen, traut mir nur zu, daß ich schon selbst die Spreu vom Weizen sondern werde".

§ 22. Dem Gespenst der Ahnfrau begegnen wir in der Novelle „Aquis submersus" (S. W. Bd. 2 S. 233). Katharina erzählt dem Maler Johannes die Geschichte aus der Vergangenheit ihres Hauses, daß einmal eine hartherzige Mutter ihre einzige Tochter verflucht habe, weil sie einem Manne niederer Herkunft ihre Liebe geschenkt hatte. Am anderen Morgen habe man das tote Fräulein aus einem Gartenteich gezogen, der nachmals zugedämmt ist; an jener Stelle aber wachsen noch Schachtelhalme und

Binsen aus dem Boden. Nun zeigt sich, sobald dem Hause Unheil droht, immer die Ahnfrau, sie gleitet an den Fenstern entlang und verschwindet draußen im Gartensumpf. Das Schicksal des unglücklichen Edelfräuleins wiederholt sich an Katharina: Johannes fragt sie (S. 234): „Hätte jene Frau auch dich verflucht?“ „Auch mich, Johannes!“ Und das Bild der Ahnfrau schaut „kalt und feindlich“ auf die beiden herab, als hätte es Leben und nähme teil an dem, was unter seinen Augen vorgeht: wiederum die Beseelung eines alten Bildes, wofür im „Eekenhof“ das ausgeprägte Beispiel vorlag (vergl. § 17). Die Geschichte von der Ahnfrau ist in ihrer künstlerischen Wirkung dem Märchen zu vergleichen, das der Maler Brunken in der Novelle „Eine Malerarbeit“ erzählt (vergl. § 7). Es erhellt für die beiden Liebenden die Situation, indem sie nun sowohl ihre Liebe als die Gefahr ganz erkennen, die ihrer harrt. Der Fluch der Ahnfrau wird sich auch an ihnen erfüllen, wie der Leser nunmehr vorausahnt. Eine ähnliche symbolische, vorausdeutende Aufgabe hatten im „Immensee“ die beiden Lieder (vergl. § 8). Die Vererbungstheorie und der seltsame Glaube an die Kraft des alten Fluches sprechen aus dieser Stelle (vergl. Paul Schütze S. 222, Anm.). Als dann der Maler nach der zwischen Zorn und Liebe und Todesangst vergangenen Liebesnacht in der Morgenfrühe das Haus verläßt, da ist's ihm, als sähe er hinter einem Fenster eine drohende Hand, farblos und knöchernd wie die Hand des Todes, und er denkt der Märe von der wiedergehenden Urahne: am Binsensumpf sinkt sein Fuß tief ein, als ob ihn etwas hinunterziehen wollte. „Ei, dacht ich, faßt das Hausgespenst doch nach dir!“ (S. W. Bd. 2 S. 243). Dann redet er sich ein, es seien nur seine aufgestörten Sinne gewesen, die ihm das Spiel vorgaukelten; so wird dem Leser dieser Spuk erklärt.

Die Sage von der Ahnfrau, die dem Hause Unheil verkündet, ist von vielen Schlössern (Wuttke 30), nicht bloß Deutschlands (Grimm Mythologie Bd. 3 90), im Umlauf. Im Schleswig-Holsteinischen sei auf die „schwarze Dorte“ hingewiesen (Müllenhoff Nr. 460), die zu Mehlbeck wichtige Ereignisse vorher anzeigt. Ferner muß hier die Sage vom „vergrabenen Kind“ genannt werden (Müllenhoff Nr. 331): Man hat den Ort, wo das Kind mit Willen der Mutter lebendig vergraben wurde, wohl zugeschüttet, aber eine Vertiefung ist geblieben, die noch heute mit Seegras bewachsen ist. Endlich kommt noch die Sage von der „Burgfrau in Thyrenburg“ (Müllenhoff Nr. 464) in Betracht; die edle Frau sitzt in der Johannisnacht im Burghof und zieht mit sich herab, wer dann

etwa zu ihr kommt. In diesen Motiven kann die von Storm eingeführte Ahnfrau und ihre Geschichte den Zusammenhang mit der Volkssage nicht verleugnen. Das Eine aber, die wegen unebenbürtiger Liebschaft verstoßene Tochter, dürfte nach der Haupthandlung zu dem künstlerischen Zweck vom Dichter erfunden sein.

§ 23. Die Novelle „Der Schimmelreiter", in welcher die Nordseelandschaft vielseitiges Leben gewinnt, lehrt auch die Gespenster der ertrunkenen Seelen kennen (S. W. Bd. 5 S. 10). Am Winterabend, im Treiben der Nebel, erinnert sich Hauke Haien jener furchtbaren nordischen Seegespenster, von denen ihm ein alter Kapitän erzählt hatte, „die statt des Angesichts einen stumpfen Pull von Seegras auf dem Nacken tragen". Von kopflosen Spukerscheinungen erzählt das Volk vielfach (Wuttke 771), der Schimmelreiter, die weiße Frau erscheinen zuweilen ohne Kopf. Storm verwendet diese Sagenreminiszenz in einer wundervollen Schilderung des Winterabends an der Nordsee und zu einer tiefen Charakteristik seines Helden. Wiederum — dasselbe wird schon am Schimmelreitergespenst beobachtet — ist der Spuk ein Gebilde der bewegten Naturgewalten in der Einsamkeit der Küstenlandschaft. Das ist ein wunderliches Tanzen, ein groteskes Bewegen der Nebelgestalten, die würdevoll, mit seltsamen Gebärden auf und ab spazieren, durcheinanderspringen und sich verlieren, aus dem heraus Hauke Haien der Gedanke an den Seespuk kommt. Und der Knabe sieht in der Dämmerung dem possenhaften Unwesen zu, nicht ohne Grauen, aber er läuft nicht fort, fester bohrt er seine Hacken in den Klei des Deiches. „Ihr sollt mich nicht vertreiben". Da lernt er den dunklen Gewalten zähe trotzen, die als Neid und Haß ihm im Leben in den Weg treten. Da verlernt er die abergläubische Furcht derer, die sich der Natur in festen Hütten verschließen und Märchen spinnen. Der eben und im § 21 besprochene Spuk im „Schimmelreiter" sind noch unter einem anderen Gesichtswinkel zu betrachten. Im Volksaberglauben wirken seit altersher manistische und animistische Vorstellungen sagenbildend zusammen. Theodor Storm erkannte wohl den doppelten Charakter der Sagengestalten und schuf dementsprechend mit feiner Kunst seine Gebilde. Er reproduziert sie gleichsam aus dem Geist des Volkes, indem er zeigt, wie sie in der Einsamkeit, die er als die Mutter der Sagen erkannt hat (vergl. § 25), die Naturerscheinungen zu unheimlichen Gestalten zusammenballen, und wie die erregte Phantasie des Volkes ihre manistischen Vorstellungen in derartige Wahrnehmungen hineinträgt. Aus den Schatten der wolkigen Sturmnacht heraus entwickelt sich der Schimmelreiterspuk, in welchem

die Seele Hauke Haiens umgeht. Die kopflosen Seegespenster sind die Gebilde der wogenden Nebel und die Seelen der Ertrunkenen leben in ihnen. Auf diese Weise gewinnt der Dichter für den Leser die notwendige Erklärung und im Kunstwerk Einheitlichkeit und Selbstverständlichkeit und den inneren Zusammenhang mit der Gemütsverfassung seiner Menschen.

§ 24. Noch ein anderes Seegespenst hat Theodor Storm in seiner Dichtung festgehalten: die versunkene Stadt, die Rungholtsage (S. W. Bd. 2 S. 295). Er erzählt folgendermaßen von Rungholt: Einst zu König Abels Tagen stand es oben im Sonnenlicht. Auf allen Meeren schwammen seine Schiffe. Zur Zeit der Äquinoktialstürme stiegen die Männer auf ihre hohen Deiche und riefen hohnlachend auf die brüllende See hinab: „Trotz nu, blanke Hans!" Es bäumte sich das rotwangige Heidentum noch einmal gegen den blassen Christengott auf, und die Männer von Rungholt hießen einen Priester einer Sau das Abendmahl geben. Da sandte der Herr eine Flut über Rungholt, und so steht es nun am Meeresgrund. Nur zuweilen in einsamer Mittagsstunde und bei klarem Wetter sieht man die Straßen und hört die Glocken von Rungholt. Die Rungholtsage verzeichnet ganz entsprechend Müllenhoff unter Nr. 173. Auch das Trotzwort der stolzen Bewohner findet sich in dieser Sage. Indessen schon Pitrou bemerkt, daß Storm 1844 bei Biernatzki Volkserzählungen unter dem Titel „Glocken im See" erscheinen ließ, und daß nichts eine Entlehnung aus Müllenhoffs Buch beweist, da die Sage in der ganzen Gegend bekannt war. Untergangssagen ähnlichen Inhalts bringt Müllenhoff unter Nr. 174, 226, 456, 540. In der Sage Nr. 174 findet sich nochmals das Motiv des Abendmahlfrevels (vergl. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848 S. 34 und die Sage von Arcona auf Rügen bei Ranke S. 237). Eichentopf (S. 6) will eine Beziehung zu Heines Gedicht „Seegespenst" („Die Nordsee" Nr. 10) herstellen. Storm habe sich auf Röses Veranlassung viel mit Heine beschäftigt. Das Motiv ist dasselbe: eine Seefahrt des Dichters mit der Erscheinung der untergegangenen Stadt in der Meeresstille. Die Ausgestaltung desselben ist bei Storm teilweise wörtlich nach der Volkssage, bei Heine nach freier Phantasie vorgenommen. Immerhin mag schon von hier aus die Beeinflussung durch Heine zugegeben werden, da auch der Gedanke des Ganzen — die tief in der Vergangenheit begrabene Liebe — dem der „Halligfahrt" nicht unähnlich ist. Die Eichentopfsche Vermutung bestätigt nun noch eine andere Wahrnehmung, die ich bei der Durchsicht des „Buchs der Lieder" machen

konnte. Es findet sich nämlich auch das unmittelbar nach der Rungholtsage in der Novelle verarbeitete Motiv der Geisterinsel (S. W. Bd. 2 S. 296) bei Heine vor. Storm erzählt: Von dem einsamen Eiland wollte ein Segler, als er in lauer Sommernacht hier vorbeitrieb, eine entzückende Musik vernommen haben. „Der Mond sei über der stillen Insel gestanden, und während er nach langer Pause heimgerudert, sei in der Nacht und auf dem Meer kein anderer Laut gewesen, als diese geisterhaften, allmählich hinter ihm verhallenden Töne.“ Der Leser erklärt sich das Vorkommnis im weiteren Lauf der Dinge aus dem Geigenspiel des Vetters, der dort einsam lebt. Zu dem Motiv aber vergleiche man das 48. Gedicht des „Lyrischen Intermezzos“:

„Mein Liebchen, wir saßen beisammen
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war still, und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber
Und wogt es hin und her;
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.“

Zu den Rungholtglocken bemerkt der alte Schiffer: „Ick hev min Dag nich hört“, und die Geheimrätin sieht nichts als den Ozean, indes das Schiff über Rungholt gleitet. (Eine andere Meeresspiegelung behandelt das Gedicht „Morgana“ S. W. Bd. 5 S. 288.)

Die Rungholtsage ist tief in die Handlung der Novelle verschmolzen. Jetzt empfindet man erst recht die Mittagssonne auf dem uferlosen Ozean. Welch eine Stille, die es aus den Tiefen des blanken Meeres wie eine Stadt aufdühnen, die von unten herauf die Glockentöne von Rungholt vernehmen läßt! Und wie gut stimmt der Glaube des Mädchens an das sagenhafte Wunder zu der erwachenden Liebe, die in ihrer Erwiderung selbst ein holdes Wunder sieht! So dient die Sage dem Ausdruck der Naturstimmung sowohl wie der Charakteristik der Personen. Endlich scheint sich auch die Novelle als ganzes hier zu spiegeln. Dem Erzähler taucht aus der Vergangenheit die Erinnerung auf, lebhaft und bewegt, wie man wohl noch die Straßen von Rungholt sieht und ihre Glocken heraufklingen hört. Doch so fern trotz aller Deutlichkeit dem Schiffer die Erscheinung bleibt, so tief liegt „wohl verwahrt im sicheren Lande der Vergangenheit“ jener Tag auf der Hallig.

§ 25. Aus der „Renate“ und dem „Schimmelreiter“ kennen wir bereits die spukbildende Wirkung des Nebels. Theodor Storm hat in dieser Naturerscheinung mit Recht den Ursprung vieler Sagen erkannt (vergl. Golther S. 123, 124. — Bökel S. 80). „Grauende Nebel geisten umher“ („Über die Heide“. S. W. Bd. 5 S. 318) auf der einsamen Heide und erwecken der alten Mamsell Meta in „Abseits“ (S. W. Bd. 1 S. 148) ein Grauen, als sie nach Osten in die dunkle Weihnachtsnacht hinausschaut. Ein Tierschrei läßt sie an den Tod eines Bauernknaben denken, den einst dort in der Nähe die Wölfe zerrissen haben. Und wenn es jetzt auch seit langem keine Wölfe mehr in der Gegend gibt, „konnten die Nebel der Heide sich nicht wieder zu diesen unheimlichen Tiergestalten zusammenballen, damit auch das Entsetzen, das nachts auf diesen Mooren lagerte, seine Stimme wiederbekäme?“ Manistische und animistische Vorstellungen mischen sich zu der unheimlichen Stimmung der Winternacht vor dem einsamen Heidehof. „Die dunklen Vorstellungen des Volksglaubens, welche die Einsamkeit dieser Küstengegend ausgebrütet (!), lagen auch in ihrer Seele“. Ganz deutlich empfindet der Leser das grauenerregende Einsamkeitsgefühl des alten Mädchens mit (vergl. Seidel S. 59). Ferner fassen sich die dunklen Erinnerungen an vergangene Leiden, die den ersten Teil der Novelle füllen, gleichsam noch einmal zusammen in diesen Blick gen Osten, der gleich in eine friedlichere klare Stimmung gelöst wird. Der unheimliche Tierschrei mag von zwei Ottern herrühren, die sich um einen Fisch oder Vogel raufen. Das wird es gewesen sein, weiter nichts. Und sie läßt den dunklen Osten und wendet sich nach Westen der Stadt zu. Da ist der Himmel freundlicher. „Ein heimliches Gefühl als wie von Menschennähe überkam sie“. Der rote Schein eines Nordlichts geht über den Himmel, da gedenkt sie des Weihnachtsabends und sagt: „Christkindlein fliegt“. Diese Vorstellung ist gleichfalls volkstümlich, ihr zur Seite stellt sich z. B. aus der Pfalz das dort an das Abendrot der Weihnachtszeit anknüpfende Wort „Guckt, s' Christkindchen backt Lebkuchen für Weihnachten. Seid schön brav, dann kriegt ihr auch davon“ (Volkskundliches aus Fischbach i. d. Pfalz nach den Sammlungen von C. Kleeberger. Kaiserslautern 1902 S. 72). Damit beginnt der andere Teil der Erzählung, denn das Christkindlein bringt der Alten eine große, frohe Überraschung, und das Dunkel der Vergangenheit weicht dem Licht einer schöneren Zukunft. So wird mit der symbolischen Verwendung der beiden Vorstellungen der Übergang gewonnen.

§ 26. Die mannigfaltigen Gestalten der vom Leibe gelösten Seele kennt und verwertet Theodor Storm nach

dem Glauben des Volkes. Die Seele erscheint ihrem Wesen entsprechend zunächst als etwas Bewegliches, Leichtes, Kleines, als ein Hauch (Wuttke 60, Golther 80). So erzählt die totkranke Frau in der Novelle „Ein Bekenntnis" (S. W. Bd. 5 S. 222), daß sie es vor ihrem Munde wehen fühlte, „ich weiß wohl, das war meine Seele, die den Leib verlassen wollte, aber mein Odem, der erwacht war, zog sie wieder zurück". In den reinen Mystizismus dieser Novelle mischt sich hier ein Zug volkstümlichen Aberglaubens, der in diesem Falle auch eine mystische Färbung annehmen muß. Im „Doppelgänger" (S. W. Bd. 3 S. 264) wird ein verlorenes Nachdenken mit dem alten Volksglauben illustriert: „Stört ihn nicht, seine Maus ist ihm aus dem Mund gesprungen". Die Maus als ein bewegliches schnelles Tierchen — nach Wuttke auch als ein Wolkentier, dem Wolkenursprung der Seele entsprechend — bietet nach allgemeinem Volksglauben oft der den Leib verlassenden Seele die Gestalt. Dann ist es gefährlich, den Leib zu stören, denn er könnte, wenn man ihn berührt, tot zusammenfallen (s. Ranke 3). Zuweilen ist auch eine Kröte eine verzauberte, verwunschene Seele. (Verwandlungen in Kröten: Müllenhoff Nr. 288 und 397.) Die Elsi im „Bekenntnis", diese fast geisterhaft unirdische Frauengestalt, bittet, einer Kröte im Garten kein Leid zu tun, „denn wer wisse, was hinter jenen goldenen Augen stecke" (S W. Bd. 5 S. 215). Die goldenen Augen sind für Storm ein Kennzeichen des Verzauberten. Arnold in der Novelle „Im Schloß" (S. W. Bd. 1 S. 95) erzählt von seinem phantastischen Wald, in welchem ihm eine Eidechse „wie verzaubert mit ihren goldenen Augen" ansah, und das bekannte Immenseegedicht „Im Walde" (S. W. Bd. 1 S. 8) schließt mit den Versen:

„Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin."

Als Kröte erscheint häufig die „weiße Frau" (s. Wuttke 29) und es fällt den Menschen schwer, ihr die ersehnte Erlösung zu bringen, welche ein Kuß vermitteln muß. Eine Kröte ist es oder eine Schlange. In der Erzählung „Ein grünes Blatt" (S. W. Bd. 1 S. 65) lernen wir diesen Volksaberglauben auch bei Storm kennen. Im Heidegras liegend, erlebt Gabriel ein Märchen, das er als Knabe oft gespielt hat. Er meint, vor der Schlangenhöhle zu liegen, um die verzauberte Prinzessin zu erlösen. Die Schlange kam heraus und rief:

„Aschegraue Wängelein,
Weh dem armen Schlängelein."

Da küßte er die Schlange und hielt die schöne Prinzessin in seinen Armen. Man vergleiche dazu die Sage von der

Schlangenjungfrau, jener halb in Schlangengestalt verzauberten schönen Jungfrau, die nur durch den Kuß eines reinen Jünglings erlöst werden kann, in der Grimm'schen Sage (Deutsche Sagen, hg. von den Brüdern Grimm. 3. Aufl. Berlin 1891. Nr. 13). An der Elsi im „Bekenntnis" verstärkt der Zug ihrer Furcht den verzauberten Seelen wehe zu tun, das Transzendente, Mystische, das der Novelle das charakteristische Gepräge gibt. Im „grünen Blatt" hebt die Erwähnung des Sagenmärchens den der lärmenden Wirklichkeit da draußen so unvereinbar gegenüberstehenden idyllischen Charakter jenes Immenhoferlebnisses hervor. Für Regine gibt es ja aus der weltfernen Märchenstille keinen Weg in die kriegdurchtobte Welt.

§ 27. Vom uralten Werwolfsglauben (vergl. Golther 101 ff., Grimm Mythologie 915, Wuttke 407) finden sich in Theodor Storms Dichtung zwei interessante Spuren. In der Novelle „Draußen im Heidedorf" (S. W. Bd. 1 S. 154) ereignet sich beim Verhör in dem Fehsenschen Hause folgende Szene. Die alte Bäuerin erzählt: es ist eine stürmische, wilde Novembernacht gewesen, als ihr Hinrich zum letzten Male von der Slovaken-Margret kam. Spät hört sie es vor den Fenstern rutschen, als ob ein Zottelpelz an der Wand entlang scheure und an den Laden kratze. Ein Tier guckt durch die Fensterladen mit weißen Zähnen und schwarzen Augen, indes der junge Bauer glasigen Blickes gegen das Fenster stiert und in den Ställen das Vieh in Unruhe kommt. Was es gewesen sei, da es doch keine Wölfe im Dorf mehr gibt? „Es mag auch wohl kein rechter Wolf gewesen sein!" Da ruft die junge Frau: „Mutter! Mutter! Ihr habt mir doch gesagt, es sei die Hebammen-Margret gewesen, die ins Fenster gesehen habe!" „Hm, Ann-Marieken, ich sage auch nicht, daß sie es nicht gewesen ist." Man bemerkt in der Verwendung dieses Motivs wiederum die äußerste künstlerische Beschränkung. Nur eben angedeutet wird der furchtbare Werwolfsglaube, dem Leser bleibt es überlassen, die Parallele zu erfühlen zwischen dem gespenstischen Gebilde des Volksglaubens und dem zerfleischenden Dämon, den die Margret im Leben des jungen Bauern bedeutet. Durch diese künstlerische Zurückhaltung wird auch hier die halbdunkle „Zwitterstimmung" gewahrt, von der im § 20 die Rede war. Die Sparsamkeit des Dichters ist ein Erfordernis der von ihm in dieser Novelle angestrebten Grundstimmung, welche das Aufsetzen hellerer Lichter nicht erträgt. Gleichwohl ist für den Leser die Erklärung leicht genug, zumal eben die Margret selbst erzählt hat, wie sie in jener Nacht zum Fehsenschen Hause hineinschaute, und da es sich wieder um eine wilde Herbststurmnacht

handelt. Diese begünstigt den Glauben der alten Bauersfrau, die diesmal also die Berichterstatterin ist, der Glaube bildete sich angesichts der ungewöhnlichen Persönlichkeit jenes Mädchens, das, wenn auch in ganz anderem Sinne als etwas Hauke Haien oder der Hofbauer in der „Renate", eine einsame Sonderstellung einnimmt. — Die andere noch weniger ausgeführte Andeutung auf den Werwolf findet sich im „Fest auf Haderslevhuus" (S. W. Bd. 4 S. 249). Gaspard, der Narr, mit seinen spitzigen Redewendungen, verflicht in seine Erzählung von den nächtlichen Besuchen Ritter Rolfs bei Claus Lembecks junger Tochter den Volksglauben: „Es springt ein Wolf, auch eine rote Maus uns in den Weg, und faßt mans mit dem rechten Wort, so hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in seiner Hand". Eine Maus, besonders eine rote Maus, gilt nach altem Glauben für eine Seele. Gother (82) teilt eine Sage mit, in welcher die Seele als rote Maus aus dem Munde der Schläferin kommt und „drücken" geht. Die verwandelte Seele, den Werwolf, kann man nun durch ein besonderes Wort, meist dreimaliges Aussprechen des Taufnamens (Wuttke 407, Müllenhoff 319), zur Rückverwandlung zwingen. (Vergl. die schleswig-holsteinischen Werwolfssagen bei Müllenhoff Nr. 317 ff.) Wenn der Werwolf in der ersteren Episode in das Fenster des Hauses hineinschaut, aus welchem er seine Beute holt, so klingt das an die niederdeutschen Sagen vom Heidmann, der nachts todverkündend in die Fenster der Menschen schaut. Ähnliches sagt man von Berchta und dem Tod (Grimm Myth. 995). — In diesem Zusammenhang soll noch erwähnt werden, daß auch Theodor Storm die Heiligkeit der Störche und Schwalben kennt („In St. Jürgen". S. W. Bd. 1 S. 219). Grimm (Myth. 560) weiß von einem friesischen Volksglauben, wonach Wandlungen des Storches in Menschen und des Menschen in Störche eintreten können (vergl. Wuttcke 158, Böckel 89). Ueber die Schwalben als heilige Vögel siehe Wuttke 159.

§ 28. Die Seele verläßt den Körper zuweilen, um als Alp oder Nachtmahr andere Schläfer zu quälen (vergl. Golther 373/75, Ranke 2). Diesen uralten Aberglauben, der vielleicht die Hauptwurzel des Seelenglaubens bildet, läßt Theodor Storm dreimal in seiner Dichtung erscheinen. Wir sind in der Lage, die Quelle des Interesses und der Anschaulichkeit dieser Schilderung zu erkennen. „In Urgroßvaters Hause" (S. W. Bd. 2 S. 182) hing ein Bild des Nachtmahrs, das der Dichter folgendermaßen vor dem Leser entstehen läßt: „Die jugendliche Frauengestalt in der düsteren Kammer schien wie unbewußt vom Schlaf auf

das Ruhebett hingeworfen; der Kopf mit dem zurückfallenden Haar hängt tief herab. Auf ihrer Brust huckt der Nachtmahr mit großen, rauhen Fledermausflügeln. Sie vermag kein Glied zu rühren; vielleicht geht ein Stöhnen aus ihrem geöffneten Munde .... nur durch den Vorhang sieht der wildblickende Kopf eines Rappen, der ihn hierher hat tragen müssen, der selbst nicht von der Stelle kann". Man fragt, welches alte Bild des Dichters lebhafte Schilderung veranlaßt haben mag, welcher Maler ein der Stormschen Neigung zum Geheimnisvoll-Grauenhaften so entgegenkommendes Kunstwerk geschaffen hat. An anderer Stelle findet man die Antwort; in der Novelle „Ein Bekenntnis" (S. W. Bd. 5 S. 208) erscheint Elsi als die Tochter einer schweizerischen Familie, der auch Heinrich Füßli angehört, „dem zuerst die Darstellung des Unheimlichen in der deutschen Kunst gelang", und im Hause der Freunde hängt ganz wie in Urgroßvaters Hause in einer Zimmerecke der Füßlische Nachtmahr. Ein Bild von der Hand J. H. Füßlis (1741—1825) lenkte also des Dichters Augenmerk zuerst auf dies Gebilde des Volksglaubens. Doch nicht allein von hier aus lernte er den Nachtmahr kennen. Unter den Leuten der Gegend lief der Aberglaube um, und man konnte ihm leicht begegnen. Das zeigt gleichfalls das genannte der „Zerstreuten Kapitel", wenn es fortfährt: „.... Auch von den Brauknechten hatte sie gehört, daß mitunter der Nachtmahr die Pferde auf den Weiden reite, wo es denn tausend Not mache, die verfilzte Mähne wieder aufzulösen, in welcher er beim Ritt sich mit den Krallen festgehalten". Immerhin mag das Bild Theodor Storms Vorstellung wesentlich beeinflußt haben. Aus dem Volksmund kam ihm dann die Kunde noch, daß der Nachtmahr die Pferde reite und ihre Mähne verfilze. Nachtmahrsagen aus Schleswig-Holstein verzeichnet Müllenhoff unter Nr. 332. Er schreibt im Text „Nachtmähr", bemerkt aber in den Anmerkungen, daß man im Dithmarschen auch „Nachtmahr" sage. Storm schreibt nebeneinander — mar und — mahr. Nach Wuttke (402) werden die Nachtmahre allgemein als haarige, finstere Tiere gedacht. Über die Berittenheit und das Verfilzen der Haare s. Grimm Myth. 384 und Bd. 3 S. 134. In dem Kapitel „In Urgroßvaters Hause" dient das Bild einem Kontrast, denn in den Räumen des alten Hauses ist heut das fröhlichste Leben der „freundschaftlichen Gesellschaft" und harmlose Lustigkeit, „und der Nachtmahr hing ganz unbeachtet in seiner Ofenecke". Daß Elsi im „Bekenntnis" gerade in die engste Beziehung zu dem Maler des unheimlichen Nachtgespenstes gebracht wird, vertieft noch des Lesers Glauben an die geheimnisvolle Seite

ihres Wesens und an das Mitwirken mystischer Faktoren im Schicksal und Leben dieser Frau. Noch einmal wird der Nachtmahr erwähnt und zwar in der „Chronik von Grieshuus“ (S. W. Bd. 4 S. 172); das kluge Pferd Falada bringt nach Junker Wolfs Tode ein Bauer heim, er findet, daß es hintersinnig geworden ist: der Nachtmahr oder sonst was müsse es geritten haben. Endlich muß noch darauf geachtet werden, daß dem frohgesunden Großmütterchen in jenem Kapitel der Nachtmahr niemals begegnet ist, wohl aber will ein anderes Mädchen, des Bräutigams Schwester, erlebt haben, wie einmal das Gespenst im Traum ihr auf die Brust gesprungen sei: ein Gebilde der Phantasie eines Mädchens aus krankhaft schwerem Traum.

D. Geister.

§ 29. Dem Dichter Storm war das Geisterreich der heimatlichen Volkssage nicht verschlossen. Er hat auch die elbischen Gestalten der dichtenden Volksseele in seinen Novellen erscheinen lassen. Im „Fest auf Haderslevhuus“ (S. W. Bd. 4 S. 235) warnt die Base die junge Dagmar vor der Nacht, „der alte Joseph sagt, die Unholde schauen dann aus dem Boden“. Das alte Wort „Unhold“ bezeichnet allgemein ein finsteres, bösartiges aber gewaltiges Wesen (Grimm Myth. 221). In unserem Fall gewinnt in ihm das ungewisse Unheimliche der dunklen Nacht Ausdruck. Es wäre müßig, dem Wesen dieser Geister nachzufragen. In ganz derselben Weise gebraucht die Volkssage das Wort, man lese bei Müllenhoff etwa die Geschichte von der Prinzessin Thyra (Nr. 42) oder die von unheimlichen Orten (Nr. 324[4]). Aus dem Walde, wo für die Base nur „Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah“, erwartet die junge Dagmar das süßeste Minneerlebnis. Eine feine Kontrastwirkung beruht auf dieser Stelle.

§ 30. Aus dem Volk der Kobolde und Zwerge hat Storm des heimischen Hauskobolds, des Niß Puk mehrmals in seiner Dichtung gedacht. Er war mit diesem Geist ganz besonders vertraut, nicht weniger als vier Niß Puk-Sagen der Müllenhoffschen Sammlung (Nr. 437, 446[2], 447, 448) tragen den Vermerk „durch Storm“. In seinen Schriften findet man den Niß Puk viermal. Er hat dort folgende Züge: er schaut zur Dachluke aus dem Stall heraus, er setzt sich beim Umzug hinten auf den Karren und ruft mit schrillem Stimmchen: „Wir ziehen um“, er trägt eine Zipfelmütze und einen grauen Rock. Storm teilt bei Müllenhoff (Nr. 462[2]) eine Sage aus Hollbüllhuus

bei Schwabstede mit, nach welcher der Niß Puk im Sonnenschein oft in der Bodenluke gesehen wurde, der Stall ist ja überhaupt der Aufenthalt dieses Kobolds. Aus Husum stammt eine Sage (449), wonach die Puken beim Umzug mit feinem Stimmchen rufen: „Wir ziehen um", die Zipfelmütze (s. Müllenhoff Nr. 435) und der graue Rock sind Kennzeichen der Zwerge überhaupt. Der Dichter hat sich also hier ganz an den Volksglauben gehalten und ihm nichts hinzugefügt. Er kannte ja den Niß Puk aus seiner Jugend, wo Hans Räuber ihm so lebendig erzählte, wie er im Vorwort zu den „Geschichten aus der Tonne" (S. W. Bd. 2 S. 2) berichtet (vergl. § 1). Dieselbe Szene, das Verfolgen des Kobolds durch die Kinder, deren Phantasie sich an den Sagen erregt hat, findet sich im „Bekenntnis" (S. W. Bd. 5 S. 203) wieder. Es handelt sich hier also zweifellos um ein eindrucksvolles Erlebnis aus der Jugend des Dichters. In der Novelle bereitet der Kobold die Erscheinung des wunderbaren Gesichts vor, das in den öden Stallgebäuden dem jungen Helden der Novelle entgegentritt. Im Kapitel „Auf der Reise" (S. W. Bd. 2 S. 178) erscheinen dem Erzähler, indes der Regen oben auf den Wagen klatscht, die Sorgen wie düstere Fledermäuse, die es machen wie Niß Puk, sie folgen uns überall hin und ziehen vergnügt mit um. Endlich begegnet der Kobold im Gedicht „Sommermittag" (S. W. Bd. 5 S. 257), das die müde, heiße Mittagsstimmung so restlos atmet, daß auch der Puk, „benebelt von dem Duft des Heues", eingeschlummert erscheint. — Für den Feuermann Ekkenekkepenn der „Regentrude" wurde schon im § 5 die Quelle besprochen und festgestellt, wieviel der Dichter der betr. Silter Sage entnommen hat. Im § 7 wurde die Vermutung Dreesens zurückgewiesen, daß hier das Rumpelstilzchen des Märchens als Vorbild gedient habe. Das Regentrudenmärchen ist im allgemeinen freie Stormsche Märchenphantasie. Nur die Sagen von den „Unnereerschen" spielen hinein. Der Feuermann hat den roten Rock und die rote Zipfelmütze der Zwerge und Kobolde. Er ist wie sie mißgestaltet mit dickem Kürbiskopf, unschönen Gliedmaßen und kleinen schwarzen Augen (vergl. Müllenhoff Nr. 430 und 393). Auch der rote Bart weist auf den unterirdischen Charakter. Er hat das schreckende, schallende Gelächter des Kobolds (Wuttke 47) und das listige, boshafte Wesen der Zwerge, wird aber nach dem Vorbild vieler Zwergensagen von den Menschen übertölpelt, sie lauschen ihm das Sprüchlein ab, das mit seinem Namen ihnen auch die Gewalt über ihn gibt. Storm hat den Ekkenekkepenn dann mit malerischer Frude noch weiter ausgeführt und ihm den eigentlichen Charakter

des Feuermanns gegeben, der den Zugang zum Reich der Regentrude kennt und den Menschen verbirgt, die Verkörperung der verderblichen sommerlichen Gluthitze. Ferner hat der Dichter den Zugang zum unterirdischen Wohnsitz der Regentrude nach dem Vorbild der Volkssage gebildet. Er schrieb für Müllenhoff die Sage Nr. 466[2], eine Tönninger Geschichte von drei verwünschten Prinzessinnen, zu deren verzaubertem Aufenthalt der Weg unter alten Baumwurzeln einen gemauerten Gang in die Erde hinabgeht. Andrees und Maren im Märchen steigen durch einen hohlen Weidenbaum eine ausgebröckelte Treppe hinunter. Derartige Abstiege ins Reich der Unterirdischen kommen auch sonst in Volkssagen vor, z. B. in der Sage von den „goldenen Äpfeln" (Kuhn und Schwartz Nr. 292). Storm hat es verschmäht, die beiden Liebenden denselben Weg zurückzuführen; der Rückweg, den er sie nehmen läßt, der allmähliche Übergang aus dem Märchenreich ins Land der Wirklichkeit ist unvolkstümlich, und wohl der am meisten bewunderte Teil des Märchens.

§ 31. Der heimliche Kinderschrecken, der Bussemann, der als Bulemann in den Märchen begegnete (§ 11), wird erwähnt in der Novelle „John Riew" (S. W. Bd. 5 S. 166). Die Form Bussemann ist ausweislich des Idiotikons (Bd. 1 S. 177) die dänische Bezeichnung für den Popanz, der holsteinisch Bumann heißt nach dem Laut „Bu", mit dem man die Kinder schreckt. Das Idiotikon bemerkt dazu: „Eine herrschende Untugend vieler Erzieherinnen, Mütter und Wärterinnen, daß sie ihre Kleinen durch Furcht vor etwas Abenteuerlichem .... zu beruhigen suchen. Sie schaffen unangenehme Bilder von Schornsteinkehrern, Bettlern, bärtigen Juden zum Bumann". Es handelt sich im Grunde wieder um einen Kobold, der zum bösen Mann geworden ist und die Kinder in den Sack steckt (vergl. F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897. Anm. zu Nr. 439. — Grimm Myth. 418). Storm selbst wird ihn aus seiner Kindheit gekannt haben. In der Dichtung warnt der alte Kapitän seinen allzu tugendsamen Freund Rick vor dem Teufel, der allemal dahinter sei, wenn ein Mensch zu viele Tugenden habe. Rick aber lacht dazu, als ob man ihn mit jenem Kinderspuck habe schrecken wollen; seine sorglose kindliche Unbekümmertheit sieht in der Warnung nur ein wesenloses Schreckmittel. — In der „Halligfahrt" (S. W. Bd. 2 S. 309) wird der Klabautermann auf der abendlichen Rückfahrt von der stillen Insel dem Erzähler fast lebendig, als aus den Träumen über den vergangenen Tag der Blick ins Boot zurückkehrt, da scheint es, als ob wie Nebel am Bugspriet der Schiffskobold kauere. Der wundervolle Tag, an dessen

Wirklichkeit der Erzähler selbst kaum zu glauben scheint, ist nun ganz in märchenhafte Sagengebilde eingebettet. Wie die Rungholt-Erscheinung und die Geisterinsel auf der Hinfahrt, so wird auf der Rückfahrt der Klabautermann beschworen. Theodor Storms Vertrautheit mit den Gespenstern der See ist vom „Schimmelreiter" her in Erinnerung (§ 23), vom Klabautermann spinnen die Schiffer der Ost- und Nordsee allerlei Sagen, von denen z. B. auch Müllenhoff einige unter Nr. 431 verzeichnet (vergl. Golther Nr. 144/45, Ranke 162, Wuttke 48).

§ 32. Aus diesen Einzelfällen — vom Feuermann des Märchens abgesehen — sind schon folgende Beobachtungen festzustellen. Der Dichter verfährt mit den Geistern anders als mit den Seelengespenstern. Diese wollten wohl die jeweilige Gemütsverfassung der Menschen und die Stimmung der Szenen charakterisieren, aber sie bildeten sich wie von selbst aus der Stimmung, aus dem Milieu, aus der geistigen Verfassung und Bildung der Menschen heraus zu einer subjektiven Realität, ja manchmal wurde daraus sogar eine objektive Wirklichkeit, wenn auch der Leser mit hineingezogen wurde und ihm der Ausweg und Schlüssel des Rätselhaften aus künstlerischen Gründen nicht so nahe gelegt war. Mit den Elben steht es in der Dichtung anders. Diese Wesen hat der Volksglaube völlig selbständig gemacht und ihnen feste Charakteristika mitgeteilt. Sie können folglich zur Realität in der Dichtung nur erhoben werden, wenn diese selbst ganz märchenhaft ist: der Feuermann der „Regentrude". Wer aber wie Storm so innig mit der Volkssage vertraut ist, dem wird in der Dichtung gleichwohl öfter die Erinnerung an solche Fabelwesen kommen. Er wird sie aber nur rein ornamental im Kunstwerk erscheinen lassen dürfen, in Vergleichen, zur Fixierung der Stimmung, allegorisch, sie bedeuten irgend etwas, symbolisch. Mag, wie Storm das oftmals mit großem, künstlerischem Feingefühl verstanden hat, der Zusammenhang sehr eng hergestellt sein, ein organischer Bestandteil des Ganzen werden naturgemäß diese Dinge damit nicht. Sie kommen darum selbst subjektiv nicht recht zur Erscheinung, sie vertragen eine nähere Ausmalung nicht. Weswegen man denn in den Novellen beachten kann, wie die elbischen Erscheinungen nach Erfüllung ihrer Aufgabe hinter der sie eigentlich erst erfüllenden und damit überholenden Wirklichkeit wieder zurückgedrängt werden. Diese Wahrnehmung läßt sich gleich an den Unholden im „Fest auf Haderslevhuus" machen. Die Base wirft sie zur abschreckenden Schilderung der Nacht ins Gespräch, aber die Dagmar kehrt sich nicht daran, und die Ereignisse überholen die Vorstellung von den Unholden

völlig: es folgt eine liebliche, romantische, mondscheinüberglänzte Liebesszene. Die Erscheinung des Niß Puk im „Bekenntnis“ bereitet nur das gespenstische Erlebnis des seltsamen Gesichtes vor, das den jungen Erzähler seine einstige Gemahlin schon Jahre vor ihrer Begegnung erscheinen läßt. Den nur vermeintlichen treibt der wirkliche Spuk in den Hintergrund des Interesses zurück. Er hat mit der Vorbereitung der Stimmung seinen Zweck erfüllt. Die kurze Nennung des Bußemanns im „John Riew“ will nur das Kindische der schreckhaften Idee bedeuten, wie es dem leichtsinnigen Rick erscheint. Auch der Klabautermann in der „Halligfahrt“ kommt nicht zur Erscheinung. Obwohl aus ähnlicher Stimmung heraus entwickelt, wie die Rungholtsage und die Geisterinsel im Eingang der Novelle, zeigt er doch nicht wie diese die breite Ausnützung des Motivs. Rasch gleitet die Erzählung darüber hinweg: „.... allein ich achtete nicht darauf“, und geht zu dem viel schöneren und reizvolleren Geheimnis der Wirklichkeit über, welchem das des Geisterreiches nur die Vorbereitung bedeutet: „Zwei junge Augen, die sich, still wie die Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimnis“.

§ 33. Im „Schimmelreiter“ (S. W. Bd. 5 S. 5) wird scherzhaft von den Drachen als den besten Bewahrern derartiger Gespenstergeschichten gesprochen. Der Deichgraf sucht damit humoristisch die Erzählungen seines „Hausdrachens“, der alten Wirtschafterin Antje Vollmers, zu verteidigen. Die Andeutung geht auf den allgemeinen Glauben hin, daß die Drachen Schätze hüten (Grimm Myth. 573). Über die kurze Verwendung des Motivs im Vergleich braucht wohl nichts weiter gesagt zu werden. — In gleichem Sinne wird die alte Madame Jansen aus dem „Nachbarhause links“ mit einem toten Alraun verglichen, wie sie halberfroren eines Morgens auf der Treppe aufgefunden wird (S. W. Bd. 5 S. 137), und noch einmal greift der Dichter zu diesem Vergleich zurück, auf Seite 145 ist im Gegensatz zu der frischgesunden, jungen Mechtild von dem alten Alraun die Rede. Das Volk versteht unter Alraun eine Art Kobold, ein aus einer Wurzel geschnittenes dämonisches Wesen, das so klein ist, daß es in einem Glase untergebracht werden kann (Grimm Myth. Bd. 3 S. 480). Man kennt es auch in Storms Heimat allgemein unter dem Namen „Allerürken“ (Müllenhoff Nr. 285). Das vertrocknete, fast schon erstarrte und gespensterhafte Leben der alten Madame Jansen wird mit dem Vergleich trefflich gekennzeichnet. Storm wird auch den in Ostfriesland und Oldenburg verbreiteten Glauben gekannt haben, der den Alraun in Beziehung zum Golde bringt, ein Alraun verdoppelt z. B. ein des Abends in

eine Ecke gelegtes Geldstück bis zum anderen Morgen (Wuttke 50); so hat denn dies Wesen noch eine weitere Beziehung zu der ihre Schätze ängstlich hütenden Alten. — In der Waldeinsamkeit im „Immensee" taucht den verirrten Kindern die Vorstellung der Elfen auf (S. W. Bd. 1. S. 6). Vielleicht haben die Elfen die Erdbeeren genommen, die nicht mehr am alten Platz zu finden sind. Elisabeth wehrt ab: „Sprich hier nicht von Elfen", und weiter ist denn auch nicht von den Waldgeistern die Rede, die also auch hier nicht erscheinen, sondern derer nur einmal in der beklemmenden Mittagssonne tief im Walde gedacht wird. Die Elfen sind auch dem schleswig-holsteinischen Volk bekannt, wie das Idiotikon (Bd. 1. S. 301) beweist. Daß sie die Erdbeeren nehmen ist gleichfalls eine volkstümliche Vorstellung, die sich z. B. in Bayern darin äußert, daß man den Kühen Körbchen voll Erdbeeren und Alpenrosen zwischen die Hörner bindet „für die Fräulein" (vergl. Wuttke 436, Ranke 169 ff.).

§ 34. Den Glauben an unergründliche Gewässer und ihren Zauber, der sich meistens an kleine dunkle Seen knüpft, verwertet Storm zu wiederholten Malen; einmal verdichtet er sich ihm zu der geisterhaften Erscheinung des Sargfisches. Der Maler Brunken („Eine Malerarbeit. S. W. Bd. 1 S. 264/65) verfällt, als ihn das Leben freudlos läßt, beinahe „dem bösen Zauber, der in solch einsamen Gewässern spuken geht", er ist, wie er in sarkastischer Weise erzählt, ganz nahe daran gewesen, es mit der Welt dort unten einmal zu versuchen. So entsteigen dem einsamen Wasser lockende Selbstmordgedanken. Ähnlich zieht es den tiefsinnig gewordenen Meister Basch (S. W. Bd. 4 S. 297) zu dem der Sage nach unergründlichen „Brautloch", in dem er den Tod suchen will. Der Typus solcher sagenumspielten Gewässer ist in „Viola tricolor" (S. W. Bd. 2 S. 122) geschildert: „Ein dunkles Wasser glitzerte plötzlich vor seinem inneren Auge; es lag nur tausend Schritt hinter ihrem Garten an einem Feldweg unter dichten Erlenbüschen". Am Rande des Wassers steht die schwermütige Ines und starrt auf die Kreise, die langsam auf dem schwarzen Spiegel auslaufen, sie fragt ihren Mann: „Das ist wohl unergründlich?" Ein schwerer Traum treibt sie dann in der Nacht aus dem Haus — da kommt Rudolf der plötzliche schreckliche Gedanke: Wie wenn sie die Erinnerung an das zauberische Gewässer zöge, wenn sie im schwarzen See den Tod suchte? In der Novelle „Auf der Universität" (S. W. Bd. 1 S. 288) ist dieser Glaube zu einer besonders stimmungsvollen Szene geworden. Da schiebt Philipp die schöne Lore Beauregard im Schlitten auf den abendlichen See hinaus. Die Mitte

des Wassers lockt ihn, bis der Schlitten auf unbefahrener Bahn über der schwarzen Tiefe schwebt. Hier soll der See ins Bodenlose gehen. Mitunter huscht es dunkel unter der dünnen Eisdecke hin. „War das vielleicht der Sargfisch, der in den untersten Gründen dieses Wassers hausen soll, der nur heraufsteigt, wenn der See sein Opfer haben will?" Die Sargfischsage fügt sich dem Zusammenhang besonders eng ein. Dreesen (S. 11) weist auf die Zurückhaltung in der Ausnützung des Motivs hin. Wir sahen nach den Ausführungen des § 32 darin die Erfüllung einer künstlerischen Forderung. Es kommt ganz allein darauf an, was der Sargfisch hier will, was er bedeutet. Da ist zunächst die Szene für sich allein zu betrachten. Es waltet die Stimmung banger Ungewißheit in der Abenddämmerung über dem vereisten See. Dazu soll das beängstigende Dämonische der ersten Leidenschaftsregung in dem Knabenherzen Ausdruck gewinnen. Man erkennt, daß es im Grunde nebensächlich ist, welches Seegespenst gerade aus der Tiefe beschworen wurde, das lauernd Dämonische zu verkörpern. Je dunkler und undeutlicher die Vorstellung, desto stimmungsmächtiger ihre Wirkung. Ferner deutet die Szene im Zusammenhang der Novelle in die Zukunft. Ein Vorspuk scheint sie des Schicksals, das Lenore erwartet. Denn schon hier reißt sie ein Mensch, von dem sie der Standesunterschied ein für allemal trennt, den sie eben deswegen hassen möchte, gewaltsam mit sich fort ins Ungewisse, Gefährliche, wo schon irgendwo ein furchtbares Verhängnis lauert. Ja, das Vorkommnis ist auch symbolisch zu fassen: Eine unwiderstehliche Neigung und eine gewisse Freude am Gefährlichen zieht die Heldin auf die bedenkliche Bahn, da lauert unentrinnbar das Verderben, das endlich sein Opfer fordern muß. Hinter diesen Beziehungen zu dem tragischen Verlauf der Handlung und zu dem Leben der Lenore verschwindet ganz die selbstständige Bedeutung des Sargfisches, über den hinaus alles in die Wirklichkeit der Handlung drängt. Darum war hier eine weitere Ausführung dieses Gebildes der Volkssage nicht am Platze. Von unergründlichen Seen und solchen, die alljährlich ihr Opfer fordern, weiß das Heimatvolk des Dichters viel zu erzählen, sei es, daß Geister darin hausen und die Menschen hinunterziehen oder daß der Teufel den See geschaffen hat und dgl. (vergl. Müllenhoff Nr. 337, 352, 465). Wuttke (42) bringt derartige Dinge aus dem Aberglauben ganz Deutschlands (vergl. Golther 148). Auch von großen gespenstischen Fischen ist im Volk öfter die Rede (Böckel 76). Der Sargfisch soll sich am Marnerdeich in den Brüchen und Welen aufhalten. „Er ist so groß wie ein Kalb und trägt einen

Sarg auf dem Rücken". Denen, die ihn sehen, verkündet er den Tod, und die Mütter warnen ihre Kinder vor dem Sargfisch, wenn sie abends noch an den Welen spielen wollen (Müllenhoff Nr. 334). Etwas ähnliches ist „dat bisterk Ding mit Telliarogen", ein schwarzes Ungeheuer, das auf Helgoland ein Unglück auf der See ankündet (Müllenhoff Nr. 337). Der Name „Brautloch" für den unergründlichen See im „Bötjer Basch" ist von einem See bei Husum genommen, für welchen ihn auch Müllenhoff (Nr. 132) belegt. Eine Braut soll sich vorzeiten aus Liebesleid darin ertränkt haben.

§ 35. In der „Halligfahrt" (S. W. Bd. 2 S. 313) vergleichen des Vetters Aufzeichnungen den Ton seiner Geige dem Gesang des Necks am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, „daß er keine Seele habe". Vielleicht liegt hier eine Erinnerung an die Grimmsche Sage (Nr. 182) vor, nach welcher zwei Knaben am Strom dem Harfe spielenden Neck zuriefen, er würde doch nicht selig. Da trauerte der Neck und weinte. Als sie ihm aber sagten, daß auch sein Erlöser lebe, spielte er lieblich bis lange in die Nacht hinein. In der Novelle will der Vergleich das Spiel bezeichnen, das aus den Tiefen der Natur quillt, wie das Geistersingen am rauschenden Wasser. Von der See her, aus den Erzählungen der Schiffer kam, wie schon mehrmals bemerkt wurde, dem Dichter Kunde von allerlei Seespuk. So läßt er Heinz Kirch (S. W. Bd. 4 S. 74) dem Knaben von Meerfrauen erzählen, von denen er drüben in Texas selbst eine gesehen habe. Da hatte einer eine Meerfrau, aber sie mußte immer im Garten in einer großen Wassertonne schwimmen. Und der Knabe voll Abenteuerlust: „Ich will auch eine Wasserfrau heiraten, wenn ich groß geworden bin!" Heinz antwortete nachdenklich: „Tu das nicht, Karl; die Wasserfrauen sind falsch . . . ." Die knabenhafte, rasch entflammte Abenteuerlust steht entgegen der erfahrenen, oft enttäuschten und hart geprüften Natur des Seemanns. Ihm zeigten sich die Geister des Wassers falsch und trügerisch, sie nahmen ihm alles, auch das Glück des Vaterhauses. Und nur zu dem letzten, ganz uneigentlich und allegorisch gemeinten Urteil und Warnungssatz, der eine rückschauende Zusammenfassung seiner Vergangenheit bedeutet, drängt die Geschichte von den Meerfrauen hin: die Wasserfrauen sind falsch. — Nach einer Silter Sage (Müllenhoff Nr. 453[2]) haben einmal zwei Silterinnen eine von der Flut an den Strand getriebene Meerfrau gefunden, sie nahmen sie mit nach Hause und setzten sie in einen Kübel, aber das Meerweibchen schrie so sehr, daß sie sie wieder zurücktrugen. Sie sind den Menschen teils feindlich, teils freundlich gesonnen, die

Eigenschaft der Falschheit hat ihnen der Dichter im Sinne Heinz Kirchs gegeben. Von einem Meerweib erzählt die alte Trin' Jans am Herdfeuer der kleinen schwachsinnigen Tochter Hauke Haiens (S. W. Bd. 5 S. 77). Als sie selbst noch jung gewesen, da hätte man einmal eine Meerfrau eingesperrt durch Schließen der Hafschleuse. Sie hätte geschrieen und mit ihren Fischhänden in ihre struppigen Haare gegriffen. Die Hände hätte sie gegeneinander geschlagen, als ob sie beten wollte, aber beten können diese Undinger nicht und auch nicht selig werden. Die Episode ist breit ausgeführt, denn die Alte schildert gleichzeitig eine Mondscheinnacht mit silberglänzenden Wellen am weiten Meer in ihrer Geistergeschichte. So wird mit dieser Erzählung wieder ein Stück Nordseelandschaft in einer packenden Szene lebendig. Eine Gedankenverbindung zwischen der verwünschten Meerfrau, die nicht beten kann, und der schwachsinnigen Wienke liegt nach der ganzen Stimmung gewiß nahe. Mit einem gewissen Humor läßt der Dichter die Geschichte von der Wasserfrau aus der beanspruchten Wirklichkeit ins Ornamentale zurücktreten: der Deichgraf kommt dazu und weist die Alte mit ernsten Worten zurecht. Sie erwidert, sie erzähle keine Mären, ihr Großohm habe es ihr erzählt. Hauke Haien darauf: „Ihr Großohm, Trin'? Sie wollte es ja eben selbst erlebt haben". „Das ist egal", sagte die Alte, „Ihr wollt wohl meinen Großohm noch zum Lügner machen". Zu der Art, wie die Alte ihre Erzählung einkleidet, vergleiche man die Worte der Küstenmariken im „Doppelgänger", mit denen sie dem Kinde ein Märchen zu erzählen beginnt: „Das ist wohl die Prinzessin Pumphia! Ja, die kenn' ich; als ich so klein war wie du, ist ihre Großmutter bei mir gewesen; von der könnte ich dir Geschichten erzählen . . ." Daß derartige Wesen „kein Christentum haben" findet sich z. B. auch in einer Schatzgräbersage, die Storm an Müllenhoff (384) mitgeteilt hat. Da verschwinden die Unterirdischen vor dem Zeichen des Kreuzes (vergl. auch die eben zitierte Sage vom Neck am Strom und die Meerweibersagen bei Müllenhoff (Nr. 453).

§ 36. Im „Waldwinkel" (S. W. Bd. 3 S. 24) schildert der Dichter zunächst das weltferne Glück des alternden Mannes, der in noch einmal heiß aufwallender Liebesleidenschaft ein rätselhaft schönes junges Mädchen an sich gerissen hat. Aber einmal kommt ihm die furchtbare Angst, sie zu verlieren, einmal, als Franziska vom Waldesrand, wo er an einen Buchenstamm gelehnt stehen bleibt, in das wogende Ährenfeld schreitet, immer weiter und weiter, bis er schließlich nur noch ihr Köpfchen auf dem unbekannten Meere schwimmen sieht. Durch irgendwelche dunkle Ge-

walt möchte sie ihm verloren gehen. Und in die Angst hinein wird hier wieder eine Gestalt des Geisterglaubens gezogen: das Erntekind. Ein Satz nur weist darauf hin: „Vielleicht war es keine bloße Fabel, das Erntekind, von dem die alten Leute reden, daß dem, der es im Korne liegen sah, die Augen brechen macht!“ Das Erntekind bedeutet die Gefahr des trennenden Altersunterschiedes, der schließlich die jugendliche Sinnlichkeit des Mädchens zu einem anderen treibt. An diesem Symbol tritt des Mannes unheimliche Angst zuerst und noch dunkel entgegen, deutlicher dann gleich bei der Betrachtung jenes Bildes, worüber Paul Schütze (S. 187) handelt. Nach einem volkskundlichen Beleg für das Stormsche Erntekind fragt Sprenger im „Urquell“ n. F. 2 (1898. S. 141) und ebenso Dreesen (S. 12) vergeblich. In der Tat folgt Storm hier einem alten Volksglauben, den W. Mannhardt in der kleineren Arbeit „Die Korndämonen“ (Berlin 1868. S. 28) aufgezeichnet hat. Daraus sei das Folgende wiedergegeben: „Neben dem Kornmanne und der Kornmutter taucht ein Kornkind in den Acker- und Feldgebräuchen auf. Die Halmfrucht wird nämlich als ein Kind gedacht, das dem Schoße der Erde entsteigt und im Kornschnitt von der Mutter gelöst wird .... Im südlichen Schleswig wird beim letzten Rappsaatdreschen das mit dem Namen Hörputtel begabte, menschenähnlich mit Kopf und Armen gebildete letzte Gebund feierlich unter Zuziehung von Paten getauft. Auch sonst heißt in Norddeutschland die letzte Garbe, ein ungebunden vergessener Schwaden, oder die daraus verfertigte Puppe das Kind, Hörkind .... Erntekind .... Wer während der Erntezeit an Händen und Füßen Geschwulst bekommt, der „hat das Erntekind“, er ist unversehens auf das unsichtbar im Saatfelde weilende dämonische Kind gestoßen und für die Berührung mit Krankheit der berührenden Glieder bestraft. Schweizerische Sagen erzählen, daß .... zwischen der sprossenden Kornfrucht ein engelschönes Kind .... liegend gefunden werde. Wer es erblickt, muß sterben ....“

§ 37. In dies Kapitel mag in Rücksicht auf die Vorstellung des Schatzhüters eingefügt werden, was von Schatzsagen bei Storm vorkommt. Man denkt sogleich der Schatzgräberepisode in der Novelle „In St. Jürgen“. Das Glitzern im Brunnen ist das Gold, das aus der Tiefe funkelt, denn es liegt ein Schatz darin, und wenn man einen Stein hinabwirft, so hört mans klirrend auf die Kiste treffen. Ein graues Männlein mit dreieckigem Hut und einem brennenden Licht in der Hand hütet den Schatz. Soweit erzählt Harre scherzend seinem Mädchen am Brunnen (S. W. Bd. 1 S. 226/27). Er hat seine Ge-

schichte vielleicht von dem Goldmacher, dem Geheimniskrämer, den Agnes schon öfter zu ihrem Vater schleichen sah. Heimlich ist das Werk beredet, den Schatz, der aus der Schwedenzeit im Brunnen liegt, zu heben, und als endlich die Rute dreimal geschlagen hat und bei der nächtlichen Grabung schon der Spaten auf der Kiste klingt, da hört der Vater das Todesweinen seiner längst verstorbenen Frau von unten herauf, er schreit laut, das Licht erlischt, und alles ist verschwunden. Im § 15 wurde schon auf die große Bedeutung hingewiesen, die der Aberglaube des Schatzgräbers im Laufe der Novelle hat, er zerstört das Glück von Agnesens Vater und auch ihr junges Liebesglück. Die Szene ist ganz im Anschluß an die zahlreichen Schatzgräbersagen gestaltet. Von einem Schatz im Brunnen, den man klirren hört, wenn man einen Stein hinabwirft, erzählt die Sage „Roland" (Müllenhoff Nr. 503). An die Schatzgräber in der Sage vom „Geldsot" (Müllenhoff Nr. 118) reitet ein grauer Mann mit dreieckigem Hut heran und bringt sie zum Bruch des Schweigens. Daß der Ort, wo Schätze vergraben liegen, sich durch Licht kundgibt, „die Schätze brennen", kommt z. B. in den Sagen Nr. 254, 258, 386 und 468 vor. Die Sagen knüpfen dann gerne an historische Personen und Ereignisse, etwa an Roland (Nr. 503), die Moskowiterkriege (Nr. 118), König Abels Zeiten (Nr. 468) usw. Von der Wünschelrute und wie man sie bekommt handelt die Müllenhoffsche Sage Nr. 277[1] (vergl. J. Ehlers, Was die Alten meinen. Jahrbücher f. d. Landeskunde d. Hzt. Schleswig-Holstein und Lauenburg. 1866 Bd. 8 S. 102). Im Zusammenhang dieses Kapitels ist es bemerkenswert, daß Storm nicht das elbische Männchen mit dem dreieckigen Hut und dem Licht den Schatzgräbern erscheinen läßt; der Bruch des Schweigens, der, wie überall in den Sagen, entscheidend ist, wird nicht durch den Geist, sondern durch einen Seelenspuk veranlaßt, durch das Weinen der verstorbenen Gattin. Übrigens läßt sich auch dies Weinen in der Volkssage nachweisen: in der Sage Nr. 277[2] hören die Schatzgräber Kinder weinen, was den einen zum Reden veranlaßt. Noch einmal findet sich eine Andeutung auf die Schatzsagen und zwar in der Novelle „Angelika" (S. W. Bd. 1 S. 192). Angelika und Ehrhard rudern am stillen Abend auf dem blanken See. Bisweilen steigt von unten herauf ein Bläschen an die Oberfläche, blinkt und verschwindet. „Geheimnis", sagt Ehrhardt, „es blüht etwas im Grunde". Über das Blühen der Schätze s. Ranke 239. Es sind besonders günstige Nächte, wo die Schätze sich dem Menschenauge zeigen. Und der Schatz — das ist der symbolische Sinn der Stelle — leuchtet empor aus den dunklen Tiefen der Mädchen-

augen. Wird der Mann ein Glückskind sein, ihn zu bannen und einmal heimzuholen?

§ 38. Auf Seite 89 seiner Biographie sagt Paul Schütze von Storm: „Kein Beingerippe mit Stundenglas und Hippe ist ihm der Tod, sondern ein Genius, der stille Bote Gottes, der die ausgestreckte Hand des Sterbenden ergreift und ihn hinwegführt". Das mag für einige wenige Fälle richtig beobachtet sein. Wohl führt „der dunkle Engel des Herrn" Hauke Haiens Vater hinüber (S. W. Bd. 5 S. 34), wohl ist in der „Veronika" (S. W. Bd. 2 S. 78) einmal — allerdings im Sinne der rechtgläubigen Katholiken — vom „finsteren Boten des Herrn" die Rede, aber wie häufig ist in Storms Dichtung der Tod gerade das Beingerippe, das Knochengespenst! Diese Vorstellung begegnet zuerst in „Von Jenseits des Meeres" (S. W. Bd. 1 S. 64), wo er als der Mann mit den langen Knochenarmen scharf auslangt nach seiner Beute. In „Aquis submersus" (S. W. Bd. 2 S. 243) scheint dem Maler eine gespenstische Hand nach ihm zu greifen, „farblos und knöchern, gleich der Hand des Todes". Überhaupt wird der Tod von Storm gern auf der unheimlichen Verfolgung seiner Opfer gedacht. Am deutlichsten ist das im „Nachbarhause links" (S. W. Bd. 5 S. 140), wo die Alte vom Hans Klapperbein erzählt, daß er hinter ihr her sei, des Nachts, immer nur des Nachts, und sie dann herummardern müsse. Ebenso heißt es im „Schweigen" (S. W. Bd. 4 S. 352): „Der Tod ist hinter ihm". Im „Fest auf Haderslevhuus (S. W. Bd. 4 S. 256) ist er das Knochengespenst mit nacktem Schädel, nach einer Stelle im „Doppelgänger" (S. W. Bd. 3 S. 263) geistet er unsichtbar umher. In dem von Storm gedichteten Leichensteinvers (S. W. Bd. 5 S. 351, vergl. § 11) erscheint er als der Allesfresser. In der „Renate" (S. W. Bd. 3 S. 158) wird ein altes Bild geschildert: „Man hatte aber an selbigem vorgestellet, daß der Tod, als ein natürliches Gerippe ganz aus Holz geschnitzt, gleich einer ungeheuren Spinnen an dem Konterfei des seligen Mannes heraufkriechet". Im „Bekenntnis" (S. W. Bd. 5 S. 216) wird auf den Glauben angespielt, daß der Tod je nach dem bevorstehenden Ausgang der Krankheit zu Häupten oder am Fußende des Bettes stehe. Letzteres vielleicht in Anlehnung an das Grimmsche Märchen (Nr. 44) vom Gevatter Tod. Zu diesem Aberglauben vergleiche Grimm Myth. 711/12, Wuttke 724. Über die Vorstellung des Todes als Gerippe Grimm Myth. 709 und 711, wo auch der Ausdruck „Klapperbein" literarisch belegt ist, und Wuttke 35. Überall begegnet auch hier wie sonst bei den Elben und aus demselben Grunde die kurze Nennung in Vergleichen nur und in bildlicher Rede.

E. Erkennen der Zukunft:

1) Wahrzeichen:

§ 39. Von Wahrzeichen, aus denen das Volk die Zukunft zu erschließen meint, spielt zunächst der Vorspuk bei Theodor Storm eine Rolle. Er kannte ihn von Kind an, denn, wie im Kapitel „Lena Wies" (S. W. Bd. 2 S. 169) erzählt wird, man brauchte in Husums Straßen damals nur des Abends zu gehen, um ihn zu erleben. Der Volksmund wußte über allerlei Geräusche in den unbeleuchteten Gassen so manches zu sagen. Es „übte vor", es „jankte" draußen im „Austrom". Das seltsame „Vorüben", „Voröben", erklärt wieder das Idiotikon (Bd. 4 S. 316), es bedeutet im Husumischen soviel wie „Ominieren", Vorspuken. Das „Janken" bezieht sich hingegen auf einen winselnden Ton (Idiotikon Bd. 1 S. 185), der also an bestimmtem Ort gehört und gleichfalls mit einem Spuk in Verbindung gebracht wurde. In der „Halligfahrt" (S. W. Bd. 2 S. 313) läßt ein Schein des Alters, der einmal mitten im kerzenhellen Saal über Evelinens Antlitz fliegt, den Vetter die Vergänglichkeit ihrer Schönheit ahnen. „Weißt du, daß es Vorgesichter gibt? — Mitunter, als könne sie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen ist, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart." — Eine Traumvision zeigt dem Vater Kirch seinen Sohn in Seenot (S. W. Bd. 4 S. 96). Er weiß nun, daß das Unglück geschehen ist. Heinz hatte sich gemeldet, Heinz war tot. „So kommen unsere Toten." Und auch der Arzt meint nachdenklich: „Es trifft, es trifft auch nicht". Jedenfalls hatte es in einer anderen Familie schon einmal zugetroffen und ein ander Mal sich nicht bewahrheitet. Diesmal aber hatte das Gesicht recht. „Hans Kirch .... wußte es doch besser als alle anderen, was weit von hier in dieser Nacht geschehen war." Man vergl. dazu Müllenhoff Nr. 251. Dort ist nachzulesen, wie sich der Ertrunkene den Anverwandten meldet, wie er sich in der Kleidung sehen läßt, in der er ertrunken ist u. s. w. Der Aberglaube des Küstenvolkes hat eine sehr eingehende Vorstellung gerade dieser spukhaften Anzeichen entwickelt. Ein echter Vorspuk weist auf die Katastrophe in „Aquis submersus" (S. W. Bd. 2 S. 262) hin. Die alte Mutter Siebenzig hat drei Leichlaken über des Pastors Haus fliegen sehen, und des Küsters halbblinde Triencke meint, „es gehe solch Gesichte allzeit richtig aus". Die Vorstellung ist durchaus volkstümlich. In der Lüneburger Heide weiß man von einem Nebelgespenst, dem Klageweib,

zu erzählen, das nächtens in weithin flatternde Leichentücher gehüllt, umherwankt und sich lang über das Haus streckt, in welchem dann einer stirbt (Böckel 80). In „Viola tricolor“ (S. W. Bd. 2 S. 127) hat der Dichter den Vorspuk wohl selbst gebildet. Da will es Rudolf am Krankenbette seiner Frau scheinen, als ob schon der schwarze Totenbaum aufsteige und mit düsteren Zweigen das Haus bedecke. In den beiden ersten Fällen erfüllte sich der Vorspuk. In der Seemannsgeschichte umschreibt er tatsächlich Heinz Kirchs Tod. Von diesen Dingen ist nur noch ein Schritt zu dem mystischen Nachtgesicht in der Novelle „Ein Bekenntnis“. Man muß sich der Worte erinnern, die Storm am 4. August 1882 (Storm-Keller-Briefwechsel S. 146) an Keller schreibt: „Nicht zu vergessen, daß wir hier an der Grenze Nordfrieslands, wie in Schottland, uns in der Heimat des zweiten Gesichts befinden.“

§ 40. Von der Mutter Siebenzig sagt die alte Trienke, daß sie mit Vorspukſehen „behaftet“ sei. Derselbe Glaube knüpft sich an die Matten in der „Chronik von Grieshuus“ (S. W. Bd. 4 S. 135, 146, 166), die „damit angetan“ ist, Unheil vorauszusehen. Theodor Storm hat diese durch die ganze Novelle hindurchgehende Gestalt sehr eingehend gezeichnet. Die unheimliche Gabe, die schon das Mädchen zeigte, ist noch der blinden Greisin eigen, die Leute fürchten sie, denn sie schaut mit Geisteraugen in die Zukunft. Sie verkündet dem Wildmeister und seinem Enkel den Tod, und wirklich finden beide in derselben Nacht ihr Ende. Hier liest man auch, daß die Sehende, wenn sich etwas gemeldet hat, nicht davon reden darf, bis der Vorspuk ausgekommen ist. Zu diesen beiden Frauen gesellt sich der „Spökenkieker“, der Goldmacher der Novelle „In St. Jürgen“ (S. W. Bd. 1 S. 223, 241). Er hat in seiner Gestalt schon etwas Unheimliches, mit dem nackten Kopf, verglasten Augen, dazu die lallende Sprache und den verwirrten Geist. Aber die Leute behaupten, er könne „was sehen.“ Wie etwa die Mutter Pottsacksch in der „Renate“ (s. § 5) verkörpert er den Aberglauben, mit dem er gemeinsam hat, daß ihn der Tod zu verschmähen scheint. Das Wort „Spökenkieker“, das im Holsteinischen für diese Hellseher in Gebrauch ist, findet sich z. B. auch in Liliencrons „Poggfred“ im zehnten Kantus: „Ich bin ein Spökenkieker, das muß wahr sein . . . .“ („Poggfred“. Berlin 1911 S. 141). Das zweite Gesicht ist nach weitverbreitetem Volksglauben eine Gabe, die nur wenigen verliehen ist und zwar zu ihrem eigenen Leiden, denn sie dürfen das Geschaute nicht wiedererzählen (Wuttke 321). Das „sich melden“ und „was sehen“ belegt aus dem Volksmund Grimm Myth. 927 und Bd. 3 S. 278.

§ 41. Neben dem Vorspuk, den im allgemeinen nur geistig besonders dafür eingestimmte Menschen vernehmen, kennt das Volk und nach ihm Theodor Storm auch Wahrzeichen aus den Dingen der Natur, die jeder beherzigen kann, der darauf achtet. Als sich das Schloßfräulein („Im Schloß". S. W. Bd. 1 S. 76) dem hageren fremden Mann mit dem dünnen Haar und den vielen Orden verheiratet, da will es den Leuten im Dorf nicht gefallen, daß sie bei der Hochzeit nicht weint, wie es doch den Bräuten ziemt. Daraus ist auf nichts Gutes in der Ehe zu schließen. Und in der Tat geht ja das Fräulein einem freudlosen Ehestande entgegen. Ein anderer Hochzeitsaberglaube begegnet in der „Regentrude" (S W. Bd. 2 S. 26). Da fällt dem durch so viel Prüfung und Gefahr zur Vereinigung durchdrungenen Liebespaar ein warmer Sonnenregen in den Brautzug. „Das bedeutet Glück!" rufen die Leute, und der Leser scheidet mit dem Ausblick auf ein helles frohes Menschenglück aus dem Bannkreise dieses Märchens. Denselben Glauben weist Wuttke (563) in den verschiedensten Gauen Deutschlands nach. Auch an der Leiche sucht der Aberglaube über zukünftige Schicksalsfälle Aufschluß. Im „Eekenhof" (S. W. Bd. 3 S. 103) sieht die alte Hebamme auf dem Antlitz der toten jungen Mutter ein Lächeln stehen, „so liegen nur, die bald ihr Liebstes nach sich ziehen". Und sie verkündet Herrn Hennicke, daß auch der Knabe bald sterben werde. Der Glaube ist in der Heimat des Dichters so bekannt wie in Oldenburg und der Pfalz, in Mecklenburg und am Rhein (Wuttke 298). Diesmal aber hat das Vorzeichen getrogen. Das Kind wird leben. Der Dichter will unter dem Eindruck der Gewißheit, daß der Erbe sterben werde, Herrn Hennickes Eigensucht zur vollen Entfaltung bringen. Die Täuschung des schon so fest gefaßten Glaubens steigert noch des brutalen Mannes Haß gegen das Kind und läßt ihn selbst dem alten Arzt gram werden. Sonderbare Vorzeichen künden das fürchterliche Schicksal im „Fest auf Haderslevhuus", die Pest, an (S. W. Bd. 4 S. 221). Um das Julfest sind dreizehn Kühe jählings wild geworden, und als man das erste Gerstenbrot anschnitt, traf man auf schwarzes Blut. Bei Müllenhoff (Nr. 546) findet sich eine Sage, in welcher der Verzweiflungsselbstmord einer hungernden Familie sich dem hartherzigen Reichen dadurch anzeigt, daß ihm beim Brotschneiden Blut unter dem Messer hervorquillt. Die Zeit um das Julfest, das altheidnische Opferfest der Wintersonnenwende, ist in ganz Deutschland recht eigentlich die Zeit des Aberglaubens, namentlich der Wahrsagereien und Vorbedeutungen (Wuttke 74 ff.). Im Gebahren der Rinder sieht man in Süddeutschland wie in Oldenburg und sonst

Vorzeichen, z. B. muß der Herr sterben, wenn die Rinder den Kopf steil emporhalten. Im „Schimmelreiter“ ist einmal eine ganze Reihe derartiger Dinge gehäuft (S. W. Bd. 5 S. 84, 85). Die Sturmflut, die auch Hauke Haien den Untergang bringt, kündet sich in allerlei Vorzeichen an, von denen die Gerüchte aus Nordfriesland herabkommen, in seltsamem Geschmeiß und Unheil, das die Menschen erschreckt habe. Am Lätaresonntag war von der Turmspitze der Hahn herabgeworfen, im Hochsommer fielen Insektenschwärme dicht wie Schnee vom Himmel herab. Anderswo soll es Blut geregnet haben, und ein Pastor fand in seinem Waschbecken fünf erbsengroße Totenköpfe; rotköpfige Raupen zerstörten im August Korn und Mehl und Brot und ließen sich durch kein Feuer ausrotten. Von Blutregen ist schon in den Veden und bei Homer die Rede (Wuttke 267), ähnliche sonderbare Vorgänge, wie Storm sie anführt, begegnen bei Livius als Vorzeichen des zweiten punischen Krieges (Livius, Ab urbe condita. Bd. 22 S. 1). — Besonders ist der Ruf der Vögel oft von unheilverkündender Bedeutung. Am Tage, wo der Hofbauer, Renates Vater, stirbt, sollen die Elstern in den Bäumen vor dem Hause so gelärmt haben, als seien sie alle aus dem ganzen Wald dahin berufen worden (S. W. Bd. 3 S. 187). Die Elstern gelten, die Raben und Krähen, dem Volk als Hexentiere und darum als wahrsagend. Ehlers (S. 92) sagt: „Wenn die Elstern so schrillen (schrachelt), das bedeutet Unglück.“ Ähnliches gilt von der Amsel (Wuttke 281); auch dieser Aberglaube findet sich bei Storm und zwar im „Fest auf Haderslevhuus“ (S. W. Bd. 4 S. 254). Da glaubt die todkranke Dagmar, die Amsel gehört zu haben, die ihr den Tod ansinge. Im „Eekenhof“ ist dieser Glaube noch weiter getrieben. Der § 17 handelte schon von den spukenden Bildern in der Novelle. Im Bilde der Ahnfrau war ein Stieglitz dargestellt, von dem die Sage ging, er lasse einen wundersamen Gesang erschallen, sobald einer des Geschlechts sterben müsse, und der Gesang verstumme jählings, wenn die Seele vom Leibe gelöst sei (S. W. Bd. 3 S. 98). Als die junge, schöne Frau an der Aussteuer für die Wiege näht, läßt sie mitunter ihre Blicke zu dem Bilde der Ahnfrau gleiten. Da ist es ihr, als ob der Stieglitz seine Flügel hebe und seinen Gesang beginnen wolle. „Aber wenn sie mit aufgerissenen Augen lauschte, so war es totenstill im Saale“ (S. 101). In die trostlose Einsamkeit der jungen Frau, die in dieser Szene so deutlich wird, fällt vorspukend ein Schatten des Schicksals, das über sie verhängt ist. Dann kommt die Sterbeszene (S. 102). Obwohl die Zeit des Singens längst vorüber ist, hört man

draußen in der Abendstille süßen Vogelgesang. Die Kranke fährt aus den Kissen empor: „Der Stieglitz singt". Es ist, als ob sich der Gesang nebenan im Bildersaal verliert. Und Herr Hennicke steht vor seines Weibes Leiche. — Und wiederum: da man den Stieglitz noch nicht gehört hat, so ist auch der Junker Detlev noch nicht gestorben, so sehr das Herr Hennicke auch wünschen und glauben mag. Dessen ist sich die Großmutter im Försterhause ganz sicher. Und als Heilwig meint, es sängen keine Vögel mehr, die Krähen hätten sie alle zerrissen, weist die Greisin mit dem Finger nach dem Saal hin: „Den einen nicht, Heilwig .... der ist kein Futter für die Krähen." So bereitet sich der Wiedereintritt des Junkers Detlev in den Rahmen der Geschichte vor (S. 121).

§ 42. Es sind besonders glückliche Naturen, es ist namentlich die unbekümmerte Jugend, die hinter den dünnen Fensterscheiben einer frohen Gegenwart noch nicht den Vorspuk der dunklen Zukunft sieht. Zu diesen Glücklichen gehört das Großmütterchen im Kapitel „In Großvaters Hause" (S. W. Bd. 2 S. 192). Sie sah hinter den spiegelblanken Fenstern nicht das Leilach wehen, das gar so bald aus dem hellen Sonnenschein tiefe Grabesdämmerung machen sollte. „Kein unheimlicher Nebel kroch aus den Ecken, kein Schrei hallte vorspukend durch das Treppenhaus hinauf". Von solchen wehenden Leilaken wurde schon im § 39 gelegentlich einer Stelle aus „Aquis submersus" gehandelt. Theodor Storm findet, daß jeder schwere Schicksalsfall, den die Zukunft noch birgt, jederzeit bereit ist, sich der Gegenwart irgendwie kundzugeben. Es lauert ein vorspukender Schrei irgendwo im Treppenhaus, ein Nebel irgendwo in den Ecken. Nur die frohe Ahnungslosigkeit bemerkt nicht diese „Gespenster der Zukunft", wie er sie an derselben Stelle nennt. Im Anfang dieses Abschnittes wurde aus der „Halligfahrt" zitiert, die Zukunft werfe ihr Scheinbild mitunter, als könne sie nicht warten, in die Gegenwart. Das ist geradewegs des Dichters Glaube. Im Nachtgesicht aus dem „Bekenntnis" ist dieser ursprünglich dem Volksmund entstammende Aberglaube ins Mystische gesteigert. Dann fanden wir, daß so mancher Katastrophe in Stormschen Novellen ihr Vorspuk voraufgeht. Konnte sich der Dichter einen schweren Eingriff des Schicksals überhaupt denken, der sich nicht auf irgend eine Weise vorher angezeigt hatte? Man erinnere sich, daß bei den Seelen und Geistern so oft von einer vorausweisenden Bedeutung gesprochen wurde. Der Schimmelreiter und die Ahnfrau sind ihrem Wesen, Sargfisch und Erntekind ihrer Bedeutung nach letzten Endes nichts anderes als Vorspuk. Selbst in reellen Geschehnissen

spiegeln sich zuweilen schon zukünftige Dinge: In der Novelle „Draußen im Heidedorf“ (S. W. Bd. 2 S. 140) erzählt die alte Küsterin eine Begebenheit aus der Jugend Hinrich Fehses, „es hat schon einen Vorspuk gegeben“, das Schicksal mit der Slovaken-Margret, das sich nun erfüllt hat. Der junge Kapitän in der Erzählung „Im Sonnenschein“ (S. W. Bd. 1 S. 211) „scharmutziert mit den Schatten“, er will vergebens den Schatten eines Insekts, der vor ihm auf dem Sande spielt, vertreiben — eine Vorbedeutung auf das unüberwindliche Hindernis, das seinem Glück im Wege steht (vergl. W. Reitz, Die Landschaft in Theodor Storms Novellen. Bern 1913 S. 51, 52, wo übrigens diese Schatten der Zukunft einseitig und unzutreffend aus des Dichters Glauben an den Neid des Schicksals erklärt werden) u. a. m.

2) Wahrsagekunst und Orakel:

§ 43. Von der volkstümlichen Wahrsagekunst hatte Theodor Storm vielfache Kenntnis. Die alte Hebamme „Draußen im Heidedorf“ (S. W. Bd. 2 S. 135) kann Kartenlegen und Geschwulst besprechen, womit sie den Dummen das Geld aus der Tasche lockt (vergl. Wuttke 344/45). Ehlers (S. 94) notiert: „Diese Kunst zur Erforschung der Zukunft wird noch häufig geübt“. Und daß sie gerade einem alten Weibe, einer alten Hebamme zugeschoben wird, entspricht den Erfahrungen aus der Wirklichkeit, die sich auch heute noch wiederholen lassen. Im „Spiegel des Cyprian“ (S. W. Bd. 2 S. 28) begegnet eine Zigeunerin, ein Weib von den schwarzen fahrenden Leuten als Wahrsagerin. Die Gräfin ließ sie heimlich des Abends zu sich kommen. Zigeunerinnen gelten im Volke allgemein als die kundigsten in derartigen Dingen (Wuttke 208). Von wahrsagenden Landfahrerinnen ist schon in alter Zeit die Rede (Grimm Myth. 871). Cyprian sagt von ihnen, sie verständen wohl den Betrug der Leichtgläubigen, aber nicht die Zukunft. Er spricht also über diese Art der Zukunftsenträtselung dasselbe Urteil wie der Küster „draußen im Heidedorf“. In dieser Dichtung beweist Storm auch eine gewisse Kenntnis des Punktierens (S. W. Bd. 2 S. 149). Der junge Hinrich Fehse ließ seine Frau in schwerer Krankheit zu Haus. Bei der Margret befragt er das Punktierbuch, er hält seinen Finger auf die Frage, ob die Kranke genesen werde, indes er strichelt und nachher „Eben“ oder „Uneben“ zählt und danach die Figuren auf den Tisch punktiert Nach den Figuren schlägt die Margret die Antwort auf: „Tröstet die Seelen des Kranken und laßt alle Hoffnung fahren“.

Aber der Hoffnungsstrahl, der dem jungen Bauern hier aufleuchtete, erlosch wieder. Das Punktierbuch hatte getrogen. Die Frau erholte sich allmählich. Die Punktierkunst (Geomantie) wird in den kleinen und großen Büchern in ganz Deutschland geübt, sie stammt selbst aus den Sandwüsten der Tropen, worüber Steinschneider in einem Vortrag ausführlich gehandelt hat (Moritz Steinschneider, Der Aberglaube. Vortrag. Hamburg 1900 S. 15 ff.). Vor dem Entschluß, den von ihr geliebten Heinrich Carstens mit ihrer Barschaft zu helfen, schaut Anna in der Novelle „Carsten Curator" (S. W. Bd. 3 S. 237) auf das Teekraut in ihrer leeren Tasse; „aber sie fand kein Orakel darin, wie die alten Weiber das verstehen". Man denkt an das Großmütterchen („In Großvaters Hause"): die Jugend ist nun einmal zur Wahrnahme solcher außergewöhnlichen Dinge nicht befähigt. Weil sie der Gegenwart lebt, ist ihr die Zukunft verborgen. Das Wahrsagen aus dem Kaffeesatz, welchem bei Theodor Storm, dem Teefreunde, das Teekraut entspricht, ist ganz allgemein verbreitet und bildet nach Ehlers (S. 94) sogar einen richtigen Industriezweig weiser Weiber, die aus dem trüben Stoff die kommenden Dinge klar erkennen wollen. Ein eigentümliches Liebesorakel gebraucht Frau Wulfhild im „Fest auf Haderslevhuus" (S. W. Bd. 4 S. 233). Sie merkt den Wandel im Wesen ihres Gatten und will erfahren, ob er ihrer bloß überdrüssig oder von Liebe zu einer anderen gefesselt sei. Sie hält dem Narren Gasprad zu dem Zweck die Hand an die Wange, die Hand, der Rolf Lembeck die seine entriß, und fragte: „Nun schauderst du noch nicht?" „Nein Fraue . . . ." „Dann stößt nicht meine Hand ihn fort, dann ist es eine andere, die ihn zu sich zieht." Sollte auch hier auf einen Volksaberglauben angespielt sein, der etwa in der Hand die Übermittlung irgendwelcher Liebeskräfte dächte? Ein sehr volkstümliches Liebesorakel begegnet in der Erzählung „Unter dem Tannenbaum" (S. W. Bd. 1 S. 121). In der Neujahrsnacht fällt der Ellen ein Zauberspruch in den Sinn, den sie vor Jahr und Tag von der Schulmeistertochter gehört hat. Und ein wenig schaudernd vor den unheimlichen Dingen spricht sie, den Blick nach dem Sternenhimmel gerichtet, den Schuh in der Hand, das „Gott grüß dich, Abendstern u. s. w." Dann schwenkt sie den Schuh und wirft ihn hinter sich. Aber, wie wir wissen, hat die Jugend mit dem Erforschen der Zukunft bei Storm kein Glück. Sie hat dafür das Recht auf die schöne Wirklichkeit der Gegenwart. Und so begibt es sich denn, daß gleich die Erfüllung in das Orakel des Mädchens hineintrifft. Der, an den sie gedacht hat, ist leise hinzugetreten und

hält den kleinen Schuh in seiner Hand. Und bald wiederholt sie, an seine Brust gelehnt, in ganz anderem Sinn, das „Gott grüß dich Abendstern!“ Wenn das Orakel auch wieder nicht zum rechten Ende kommt, vielleicht bleibt doch ein zarter Schimmer des vom Schicksal Bestimmten von hier ab über diesem Liebespaar stehen. Vers und Brauch sind dem heimischen Volksglauben eigen. Müllenhoff (S. 519) zitiert den Spruch als Liebessegen, welcher die Jungfer den zukünftigen Bräutigam sehen lasse, und zwar nach den „Husumschen Nachrichten“. Der Wortlaut deckt sich auch völlig mit der Wiedergabe in der Stormschen Erzählung. Solche Reime sind viele in Deutschland bekannt. Wuttke (548) bringt einen ähnlichen aus der Oberpfalz. Der Dichter verbindet — wohl nicht in Übereinstimmung mit dem Volk, diesen Liebessegen mit einem alten abergläubischen Brauch, dem „Tüffelsmieten“ (Idiotikon Bd. 1 S. 11). „Der geworfene Pantoffel entscheidet, je nachdem sich die Spitze ein- oder auswärts kehrt“. Das Orakel wird in Schleswig-Holstein in der Neujahrsnacht, dem Gipfel der Zwölfnächte, vorgenommen, anderswo auch am Andreas- oder Thomastag (Wuttke 332).

In irgend einer Ratlosigkeit, einer mehr oder weniger verzweifelten Lage, befragen diese Menschen, namentlich Leute aus dem Volke und Frauen, nur zu gern ein Orakel. Sie lassen sich von Wahrsagerinnen betrügen oder sie wenden die alten Volksbräuche an. Doch auch diese sind trügerisch. Während der Vorspuk an sich eine Bedeutung hatte und wirklich den Eintritt einer Katastrophe vorbereitete, sind diese Orakel als solche bedeutungslos. Sie charakterisieren den Gemütszustand der Menschen, in denen aus irgend einer bitteren Not oder einem dringenden Wunsche heraus der Aberglaube wach wird, und die darum zu diesen Dingen ihre Zuflucht nehmen.

F. Zauberei:

§ 44. Von der zauberischen Heilkunst des Volkes, der Sympathie, hat Theodor Storm manches gekannt und in seine Dichtung verwoben. In der Rahmenerzählung der Novelle „Im Brauerhause“ (S. W. Bd. 3 S. 130) berichtet der Dichter, gewiß nach einer Kunde aus der Wirklichkeit, von der Hinrichtung eines Raubmörders, welche einen abergläubischen Unfug im Gefolge gehabt hätte. Ein Epileptischer hätte von dem noch rauchenden Blute des Justifizierten trinken und dann zwischen zwei starken Männern laufen müssen, bis er hingestürzt sei. Das habe als untrügliches Heilmittel gegolten. Dieser Aberglaube ist in der Tat weit verbreitet. Wuttke (187 ff.)

bringt dafür Beispiele genug noch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das Blut des Hingerichteten, der die Sühne der Gerechtigkeit vollbracht hat, und durch den Tod entsühnt und geheiligt worden ist, hat besondere heilbringende Eigenschaften. Namentlich heilt es die Fallsucht. Schon die alten Römer tranken das Blut der Gladiatoren gegen Epilepsie. Überhaupt ist alles, was von einem Hingerichteten herrührt, von wohltätiger Zauberkraft. Ein Fingerglied, unter die Hausschwelle vergraben, schafft beständigen Segen. Noch in Böhmen findet sich der Glaube, daß ein Brauer, der den Daumen des Gehängten mit dem Hängestrick ins Bierfaß tut, besonders viel Abgang haben wird. *) Dieser Glaube spielt nun in der Novelle hinein. Der alte Brauknecht Lorenz, von dessen harmlosen Sympathien schon gesprochen wurde (§ 6), soll vom Hochgericht den Daumen geholt und ihn ins Bier gelegt haben, um die neue Konkurrenzbrauerei auf diese Weise zu unterdrücken. Aber Lorenz Hansen ist unschuldig, er unterscheidet wohl zwischen Sympathie und solchen Dingen, die Menschen ohne Christentum mit Hilfe dessen tun, den man nicht zu nennen pflegt (S. 140), und dazu will er diese Heilmittel rechnen, welche Ansicht das Volk aber im allgemeinen offenbar nicht teilt. Die Grundlosigkeit des Gerüchtes wird dann klar erwiesen. Das Gerücht hat Theodor Storm vorzüglich geschildert, wie es an einer Stelle unterdrückt an tausend anderen von neuem den Kopf emporstreckt. Die Jungen auf der Straße, die Nachbarn, irgend ein Winkeladvokat und Gott weiß, wer sonst noch, erhalten es am Leben. Und gegen es kämpft der Brauer Ohrtmann den vergeblichen Kampf. Mühlner in dem Aufsatz „Spuk- und Gespensterfreude u. s. w." setzt diese Novelle mit der „Renate" gleich, insofern auch im „Brauerhause" sich der Dichter die Aufgabe stelle: „Wozu muß es führen, wenn es zum Kampf zwischen Aufklärung und Gespensterglauben kommt". Es seien hier wie dort die Teufelskünste Kompositionsmittel, Weltanschauungsfragen. Die „Renate" betreffend, ist diese Bemerkung richtig, wie im § 15 schon ausgeführt wurde. Im „Brauerhause" aber steht es um die Bedeutung des Aberglaubens für die Komposition des Kunstwerkes doch wohl anders. Da handelt es sich nicht um den Kampf zwischen Aberglauben und Aufklärung. Was der Brauer Ohrtmann bekämpft, ist, wie gesagt, das Gerücht, er habe abergläubische Mittel angewandt. Und die Träger des Gerüchts, gegen welche er sich wendet,

---

Ehlers (87) erklärt unter „Dum" die hochdeutsche schleswig-holsteinische Redensart: „Er muß Diedsdaumen bei sich haben", die man auf Gewinner angewandt höre, als ein Wortspiel, „indem der Dieb, statt zu geben, nimmt", was nach obigem verfehlt sein dürfte.

brauchen durchaus nicht den Aberglauben sondern nur das Mißtrauen zu teilen. Sie haben allein den ästhetischen Widerwillen gegen den Finger des Toten im Bier, und dieser Widerwille nährt das Gerücht, an welchem der Aberglaube also höchstens als ein Komponente beteiligt und vor allem: dessen Ausgangspunkt er ist. Trotzdem mag es sein, daß man hier wieder das Behagen des Dichters an solchen wunderlichen Äußerungen des Aberglaubens merkt, wie Paul Schütze (S. 207) meint. Dort ist auch eine Stelle aus der Laßschen Chronik von Husum abgedruckt, welche diesen Glauben schon aus dem Jahre 1663 bezeugt. Die Geschichte soll übrigens in der Familie einer Husumer Bürgermeisterin wirklich passiert sein.

§ 45. Eine Sympathie gebraucht der Stadtwagemeister der „freundschaftlichen Gesellschaft“ (S. W. Bd. 2 S. 189). Er hat gegen den bösen Fluß eine getrocknete Kröte auf der Brust sitzen, die im gewählten Augenblick anfangt zu rutschen, als nämlich der Silhouettenschneider gerade seine Künste an ihm versuchen soll. Im folgenden Kapitel (S. 197) findet der Dichter unter allerlei Hinterlassenschaft des Urgroßvaters auch eine große getrocknete Kröte, vielleicht ein Vermächtnis des Wagemeisters; die Beine hat sie „wie zum angestrengten Fortstreben ausgestreckt, und in der Mitte des warzigen Leibes das Loch eines Nagels, der es verhindert hatte, und an dem sie zur Gewinnung stärkerer Heilkraft hatte krepieren müssen“. Lange und nachdenklich betrachtet der Enkel oft dies Zeichen einer abergläubischen Heilkunst aus längst vergangener Zeit. Als jene Zeit Gegenwart war, gab es freilich auch schon wissenschaftliche Zweifler. Und damit wird das Zeitbild von ehedem zum Kulturbild. Entgegen der Sympathie vertritt der holländische Doktor die nüchterne Wissenschaft. Er hält Vorträge über die Jennersche Vakzin und verfolgt den medizinischen Aberglauben, wie er ihn zu nennen beliebte, und dem damals auch noch die gebildeten Stände anhingen, mit einer schauderhaften Rücksichtslosigkeit. Die Kröte begegnete schon einmal als verzauberte Seele (§ 26). Hier ist sie, einem allgemeinen Aberglauben entsprechend (s. Wuttke 155), das Hexentier mit der Bedeutung des magischen Geheimmittels. Wuttke weiß von einem Brauch in Süddeutschland, wonach dort die sonst peinlich geschonten Kröten in den Dreißigen (Mariä Himmelfahrt 15. August bis 15. September) getötet werden, und zwar, indem man sie an Hölzern aufspießt und so sterben läßt. Die vertrockneten Kröten in Leinwand genäht, auf dem bloßen Leibe getragen, gelten in ganz Norddeutschland als Heilmittel gegen die Gicht. (Wuttke 356. — K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche

aus Mecklenburg. Wien 1880 Bd. 2 S. 110). — „Draußen im Heidedorf“ (S. W. Bd. 2 S. 143) gebrauchten sie dem Hinrich Fehse, der in Liebesverzweifelung eine Nacht im Moor zugebracht und ein böses Gliederreißen davongetragen hatte, die Sympathie, als der Arzt nicht mehr anschlagen wollte, und mit drei Tassen Kamillentee und ein paar handvoll Kirchhofserde ist alles wieder in seinen Schick gekommen, wie die Küsterin erzählt. Man erinnere sich des im § 20 über die Kirchhofsblumen Gesagten. Die Kirchhofserde, welche die rückständige Lebenskraft der Leichen aufgenommen hat, ist noch mehr als die Erde, das heilende Element, überhaupt von heilender Kraft. Ihre Wirkung gegen Fieber kennt man in Norddeutschland so gut wie in Bayern, in Posen wie in Franken (Wuttke 117, 183). In der Sage von den blanken Hunden (Müllenhoff Nr. 314) sucht eine Frau einen bösen Zauber abzuwenden, indem sie Kirchhofserde in die Tasche steckt. Es ist zu bedenken, daß die Kirchhofserde das Ereignis beschließt, welches die Küsterin als Vorspuk des tragischen Schicksals Hinrich Fehses ansieht (vergl. § 42 Ende). Und bis zum Letzten kommt dieser Vorspuk aus. Denn Kirchhofserde bedeckt endlich alles Liebesleid des unglücklichen jungen Bauern und bringt ihm die ewige Ruhe. Theodor Storm weist auf diese Symbolik nachdrücklich hin, wenn er am Schluß der Novelle schreibt: „Und so war denn, nach dem Rezept der Küsterin, mit ein paar Handvoll Kirchhofserde alles wieder in seinen Schick gebracht“ (S. W. Bd. 2 S. 156). Im „Schimmelreiter“ (S. W. Bd. 5 S. 46) erzählt Elke ihrem Manne von einem alten Aberglauben, der sich vielleicht in diesen Zusammenhang ziehen läßt. Dort wo Hauke Haien den Damm bauen will, hält kein Bau, es werde denn etwas Lebendiges mit hineingegraben, so wie man es vor hundert Jahren gemacht haben soll. Da wurde bei einem Deichbau ein Zigeunerkind mit verdämmt, das man der Mutter für schweres Geld abgehandelt hatte. Und Hauke Haien tritt bei seinem Werke derselbe Aberglaube in den Weg (S. 68/69). Die Arbeiter wollen einen kleinen Hund mit in den Bau werfen. Ein Kind freilich wäre besser, aber wenn das nicht da ist, tuts auch ein Hund. Hier ist der Einfluß einer Sage deutlich, die Müllenhoff (Nr. 331) erzählt, der Sage vom vergrabenen Kind, das man der Zigeunerin abgehandelt hatte und mit welchem man ein Loch im Stördeich bei Heiligensteden stopfte. Grimm (Myth. 956) teilt eine ähnliche Sage mit, die vom Bau der Burg Liebenstein in Thüringen erzählt. Er führt z. B. auch an, daß beim Brückenbau zu Halle 1843 das Volk wähnte, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern in den Grund.

§ 46. Der „üblen Berufung“, dem bösen Zauber übelwollender Schwarzkünstler beugte Lorenz Hansen vor, indem er ein Kreuzholz über den Bierkübel legte, wie man aus § 6 erinnert. Das hatte Storm aus Schützes Idiotikon übernommen. Einem anderen Schutz gegen das Berufen begegnet man öfter in seiner Dichtung. Es ist der, von dem er halb scherzhaft in dem 17. Brief an Eggers (Storms Briefe an Friedrich Eggers, hg. von H. W. Seidel. Berlin 1911 S. 46) spricht: „Aber wenn wir am Leben bleiben, Rütli und ich, — nun, nicht in die Zukunft greifen! Unter den Tisch klopfen, dreimal ausspeien!“ Anna im „Carsten Curator“ (S. W. Bd. 3 S. 232) kennt dazu noch den Spruch „Fort mit Schaden!“, dabei klopfte sie mit dem Messer dreimal unter den Tisch, als die Tante Böses von dem „Stadtunheilsträger“ befürchtet; es liegt eine gutmütige Ironie gegen die Tante in ihrem Treiben, wenn sie schalkhaft fragt: „Nicht wahr, Tante, das hilft?“ Ernst meint es aber die Mutter im „Brauerhause“ (S. W. Bd. 3 S. 135), wenn sie auf die Worte des Nachbarn, hier seien ja Teufelskünste gottseidank nicht vonnöten, ihr „Das walte Gott!“ spricht und unter den Tisch klopft, die üble Berufung abzuwenden, „denn solche Dinge zählte sie nicht zum Aberglauben und sie konnte ganz böse werden, wenn man dawider stritt . . . .“ Die Furcht vor dem Lob, die hier die Bauersfrau an den Tag legt, ist dem Volk allerorten eigen. Nach Grimms Myth. (923) suchen sich Neugriechen und Slaven in ähnlichen Fällen durch Speien zu retten (s. die Worte Storms an Eggers), nach Wuttke (413) sind in Deutschland diese und die Sitte des Tischklopfens und die abwendenden Worte wie „unberufen“, „behüts Gott“ und dgl. überall bekannt.

§ 47. Eine ausführliche Betrachtung verlangt der Zauberer des Stormschen Märchens Cyprianus und sein wunderbarer Spiegel, in welchem der gute und der böse Zauber vereint sind. Über die Bedeutung desselben in dieser Erzählung sind verschiedene Meinungen laut geworden. Um ihn richtig zu beurteilen, muß aus dem Zusammenhang der Dichtung das Folgende herausgehoben werden: Cyprianus ist nach dem Märchen im ganzen Norden als ein mächtiger Zauberer bekannt. Er kam noch in seiner Jugend im Kriege als Arzt mit den Schweden in unser Land. Da hatte er schon „in Stunden heiligster Arbeit“ den Spiegel hergestellt und gab ihn der Gräfin zum Geschenk. Später nach seinem Tode wurden die Bücher, die er geschrieben, in dem unterirdischen Gewölbe eines Schlosses an Ketten gelegt, weil man böse teuflische Dinge darin vermutete. Soweit das Märchen. Der Name Cyprianus wird in Schleswig-Holstein vielfach genannt.

Der Schwarzkünstler der Sage vom bezauberten Wirtshaus (Müllenhoff Nr. 562) hat „das Buch Cyprianus“ durchstudiert und in Flensburg weiß man noch viel mehr von ihm zu erzählen. Storm teilte die ausführliche Sage an Müllenhoff (Nr. 263) mit. Darnach lebte Cyprian auf einer dänischen Insel und war schlechter als der Teufel, der ihn deshalb auch nach seinem Tode verschmäht hat. So schrieb er denn neun Zauberbücher, von welchen es ein vollständiges Exemplar gibt, aber das hat ein Graf auf dem Plöner Schloß in Ketten geschmiedet und unter das Schloß vergraben. Wer die neun Bücher liest, ist dem Teufel verfallen. So hörte Storm in Husum über Cyprian. In der Dichtung aber verwandelt sich das Bild des Zauberers. Da ist er nicht ein Mensch, schlechter als der Teufel, sondern vielmehr ein Wohltäter der Menschen, ein Weiser, der die Kräfte der Natur ergründet und sie zu Nutz und Frommen seiner Heilkunst erschlossen hat. Und „die Kräfte der Natur sind niemals böse in gerechter Hand“, dies Wort charakterisiert das Wesen seiner Magie. Durch diesen Wandel gewinnt der Dichter in ihm eine sympathische Gestalt und in seinem Spiegel die Handhabe zur Durchführung einer sittlichen Idee. Auch das Volk glaubt, daß die an sich guten Naturkräfte in der gerechten Hand sehr wohl angewendet werden dürfen und dann Gutes stiften, in böser Hand aber und durch Mißbrauch verkehren sie sich in ihr Gegenteil (Grimm Myth. 924). Hierin also geht Storm in der Bildung des Zauberspiegels durchaus mit dem Volk.

Man weiß durch den Dichter selbst, daß ihn ein sehr geringfügiges Erlebnis auf das Spiegelmotiv brachte. Die seltsame Spiegelung der Gesichter seiner Kinder in einem Möbel erregte seine Phantasie. Damit wird der bewußte oder unbewußte Einfluß von volkstümlichen Vorstellungen her nicht ausgeschlossen. Das Volk erzählt nämlich viel von Zauberspiegeln, welche den Dieb erscheinen oder in die Zukunft sehen lassen (Wuttke 354/55). v. d. Leyen sagt in seinem schon erwähnten Märchenessay (S. 57) vom Spiegel im Volksglauben: „Er besitzt zauberhafte Kraft, weil er das Bild, die Seele des Menschen, enthält und doch nicht enthält, weil er flach ist, und doch die ganze Welt aus ihm wiederscheint. Aus diesen Beobachtungen entwickelt sich sehr leicht der Wahn, der Spiegel enthalte Verborgenes, was wir nicht sehen, er zeige nicht nur den Menschen selbst, sondern außerdem, was zu ihm gehört, den Geliebten, er zeige nicht allein die Gegenwart, sondern außer ihr noch die Zukunft“. Gerade dieser Glaube, der hinter dem Glase noch eine Zauberwelt wähnt, kehrt bei Storm wieder, wenn die Gräfin bemerkt, daß der prophe-

tische Hauch nicht auf, sondern innerhalb dem Glase ist u. s. f. Die Zauberkraft des Spiegels äußert sich in zweierlei Weise. Er erträgt nicht, daß das Bild einer bösen Tat in ihn hineinfällt. Ist das aber geschehen, so wird er besonders Kindern gefährlich. Bevor es geschehen, d. h. solange seine guten Kräfte noch nicht in das Gegenteil verkehrt sind, zeigt er prophetisch als ein freundlicher Zauber die erwarteten Ereignisse der Zukunft an. Wenn er aber zum bösen Zauber geworden ist, so bewahrt er die auf Rache oder Sühne lauernden Seelen der Toten im Hintergrund seines geisterhaften Reiches, aus welchem sie jederzeit hervortreten können.

So dachte Theodor Storm die Wirkung des Spiegels. Lassen wir hiernach jetzt die Einzelheiten vorüberziehen. Das Glas, welches einen wunderbar bläulichen Lichtglanz hat, verkündet allmählich aus einem Hauch, welcher zu einem rosigen Wölkchen und endlich zum Bild eines Kindes wird, der Gräfin den sehnlichst erwarteten Erben. Aber das Kindlein weint schon im Spiegel, wie der Graf zu bemerken glaubt. Nun verschwindet der Zauberspiegel lange aus dem Gesichtskreis des Lesers. Die Gräfin ist gestorben, die zweite Frau ins Schloß eingezogen und auf deren Veranlassung hat der fürchterliche Hager des Grafen Sohn aus erster Ehe, den Junker Kuno, in der Bodenkammer vor dem Spiegel des Cyprian durch einen Faustschlag aufs Herz getötet. Da kommt einmal der Mordstifterin eigener Sohn, der kleine Wolf, in die Bodenkammer. Es zieht ihn, vor den Spiegel des Cyprian hinzuknien und ganz vertieft hineinzuschauen. Als seine Mutter hinzutritt, windet er sich im Todeskampf auf dem Boden. „Es hat mir einen Schlag aufs Herz getan" sind seine letzten Worte. Auf die Frage der Mutter, wer es getan, weist er mit erhobenem Finger auf den Spiegel. Dreesen (S. 49) will hier an der Wunderkraft des Spiegels zweifeln, Hager habe anscheinend den kleinen Erbherrn durch den Schlag aufs Herz getötet. Dieser Zweifel liegt sicherlich nicht im Sinne des Dichters, der die entscheidende Äußerung der Wunderkraft des Spiegels gewiß ernst genommen wissen will. Daß der kleine Wolf denselben dunkelroten Fleck auf dem Herzen zeigt, wie der Junker Kuno, das weist für den Leser nur auf die Racheausübung des Spiegels hin, die sich ganz der Schuld entsprechend an dem Kind der Mörderin vollzieht. Die Gräfin muß daraus auf Hager als den Mörder schließen, „denn das Geheimnis des Spiegels war ihr unbekannt". Im Grunde desselben erscheint wie zusammengeballter Nebel — so erschienen schon mehrmals unheimliche Gestalten: der Klabautermann, der Vorspuk in Großvaters Treppenhaus — die Gestalt

Kunos, da entflieht wie leichter Rauch Wolfs Seele gegen den Spiegel hin, ein Hauch läuft über das Glas, man sieht es hinter demselben wie ein graues Wölkchen in die Tiefe ziehen, und dann halten sich zwei kleine Nebelgestalten darin fest umschlungen. Aber die Gräfin wird auch noch fast der Zauberkraft des Spiegels inne: ein starkes Grauen verjagt sie von dem Blick in das blauschimmernde Glas und läßt sie ruhlos durch alle Gänge des Schlosses irren. Nach langer Zeit, in der Gegenwart der Erzählung, hat der Spiegel noch einmal seine Rache geübt. Der Knabe des jetzigen Grafen hat „mit den Spiegelkindern gespielt", er hat beim Abbruch einer alten Sakristei in Cyprians Wunderwerk geschaut. Todkrank liegt er auf den Kissen. Er heißt wieder Kuno und seine Mutter ist gestorben, wie einst die, der Cyprian sein Geschenk hinterließ. Aber die Stiefmutter ist anders gesonnen. Mit wahrhafter Liebe pflegt sie den Knaben, und da sie der Familie jener bösen Stiefmutter von ehedem angehört, so kann sie den alten Fluch lösen. Auf Betreiben der Amme wird der Spiegel herbeigebracht, der Knabe sieht die Nebelgestalten darin verfliegen, und das Rot der Gesundheit tritt auf seine Wangen. Nun sind wieder die guten Kräfte in dem Zauberwerk frei geworden, es zeigt wie einst in rosigem Duft ein schlummerndes Kinderantlitz, die Erfüllung der Hoffnungen für die gute Gräfin.

Der Spiegel ist also hauptsächlich die Verkörperung des erblichen Fluches, der nur durch eine gute Tat aus des Übeltäters eigenem Blut gesühnt werden kann. Diese Idee liegt Theodor Storm durchaus nahe. In der Novelle „Aquis submersus" waltete, wie in § 22 dargetan wurde, über den Liebenden der Fluch jener Ahnfrau, deren Bild mit feindlichen Augen auf sie herniedersah. Dem gegenüber spielt die auf den Volksglauben zurückweisende prophetische Eigenschaft nur eine geringe Rolle. Es ist kein Zweifel, daß der Spiegel des Cyprian, der doch den Titel der Erzählung hergibt, nicht Mittelpunkt des ganzen ist. (So auch Dreesen). Er hätte sich sogar von der Idee, welcher er dient, ohne viel Schaden für das Kunstwerk abheben lassen. Für die Tat an dem jungen Wolf wäre dann eben, wie Dreesen schon wollte, der Faustschlag Hagers eingetreten. Hieraus ist ersichtlich, wie wenig die Dichtung ein Märchen ist, denn allein dieser Zauber könnte darin an das Märchen erinnern. Und der bestimmt den Hergang des Geschehens nicht. Das tut vielmehr die dunkle Macht des Schicksals, oder wie die fromme Amme sich ausdrückt: „Das Letzte in allen Dingen steht allezeit in der Hand des unerforschlichen Gottes".

§ 48. Eine merkwürdige Zauberin lernt man in der Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude" (S. W. Bd. 4 S. 23 ff.) kennen. Sie lebt in einer einsamen Kate am Waldesrand, schlachtet Hunde und andere kleine Tiere und verkauft das Fett an den Apotheker in der Stadt oder macht Sympathie damit. Auch ihr Äußeres hat etwas Sonderbares. Kätti erschrickt vor dem knochigen Bauernantlitz, das grotesk unter dem Flitterputz einer altererbten Kreppshaube herausschaut. Sie verrät dem Mädchen ein Rezept, Hunde und Liebhaber treu zu machen. Am Speiteufelpilz, und zwar an dem roten, soll sie mit dem Finger in den Schaum auf seinem Hut tupfen und das mit den Lippen netzen. Dazu muß ein Spruch gesprochen werden, den die Trina ihr auf einen schmutzigen Zettel geschrieben aus den Schubladen hervorkramt. Mit diesem Zauber hat die gelbe Marthe schon den Niklas von der großen Hufe gewonnen. Der hatte auch zwei Mädchen und wußte nicht, an welche er sich hängen sollte. Man muß es dem Burschen auf ein Brötchen, auf ein Stück Zucker streichen und zu essen geben, aber mit Vorsicht — „zuviel — da könnt der Teufel leicht sein Spiel gewinnen". Hier handelt es sich also ganz deutlich um einen gefährlichen bösen Zauber des „argen Weibes", wie sie genannt wird, und der Teufel hat die Hand im Spiel. Derartige Sympathien fordern meistens, daß man der geliebten Person etwas vom eigenen Körper in Essen oder Getränk beibringt (Wuttke 552, Bartsch 58); auch auf Zucker gibt man es, so fand z. B. Wossidlo (ausweislich seiner Zettelkästen) als einen Liebeszauber in Mecklenburg: „Drei Druppen von sin Blot up Zucker maken". Und Kätti in der Novelle muß ja auch den Pilzschaum an ihren Lippen benetzen. Dazu kommt in dem von Storm verwendeten Aberglauben die volkstümliche Vorstellung von der Zauberkraft der roten Giftpilze, welche mit Donar in Verbindung gebracht werden (Wuttke 122). Das Mädchen ist in einer Lage, wo sie wohl das Wundermittel der Alten brauchen möchte. Die wilde Hoffnung keimt in ihr, auf diese Weise Wulf Fedders an sich zu reißen. Aber der Odem eines Unsichtbaren geht durch den Wald und treibt das Mädchen, den Zauberspruch zu unterbrechen und eilends davonzulaufen. Über die „schwarze Kunst" ist in der „Renate" eine Meinung zu lesen, welche Storm dem Volksmund abgelauscht hat. Es heißt dort, „die schwarze Kunst sei, wenngleich kein endgültig Pactum mit dem Seelenfeinde, so doch ein frevelig Spiel um Seel und Seligkeit, so bei der menschlichen Schwachheit gar leicht in das ewige Verderben führen könne" (S. W. Bd. 3 S. 170). Das bedeutet eine weitere Ausführung dessen, was die alte Trina in der

„Wald- und Wasserfreude“ der Kätti warnend angedeutet hatte. Der Teufel knüpft in den Volkssagen die Belehrung in seiner Wissenschaft an irgend eine Bedingung, mit welcher er die Seele fangen will; nur Scharfsinn und List finden den Ausweg; man lese als Beispiel, wie sich in der Sage vom Mann ohne Schatten (Müllenhoff Nr. 560) der schlaue Küster in Börns dem Teufel entzieht. Sonst führt ein Verbund mit dem Teufel zu bösem Ende, er bricht seinem Opfer den Hals (vergl. Müllenhoff Nr. 557). Im Hause des Hofbauern in derselben Novelle wohnt allerlei Zauber. Zuerst der Fingaholi, ein exotischer Fetisch, den sein Vaterbruder, der ein Steuermann gewesen, mit über See gebracht hat, wieder ein Beweis der Stormschen Beziehungen zu den Mären der Seeleute. Die alte Marike meint, der Götze sei gut gegen Ratten und Mäuse. Petrus Goldschmidt aber erklärt (S. 181), der Fetisch sei nichtig; dem in Wirklichkeit die Herrschaft über das Geschmeiß verliehen sei, das sei der Teufel. Der Feldhüter will dann einmal eine Szene erlebt haben, wie die Leser nun selbst eine vor ihren Augen sich abspielen sehen, die viel besprochene Auswanderung der Ratten aus des Hofbauern Scheune. Gottfried Keller hat in einem Brief vom 13. August 1878 (Storm-Keller-Briefwechsel S. 42) hiergegen zuerst sein Bedenken erhoben, es scheine nach diesem Vorfall doch Hexerei vorhanden zu sein. Dieser Anschein wird in der Tat erweckt, wenn man in der Nacht das Geschmeiß in langen Haufen aus der Scheune zur Treene hinabrennen und sich in den Fluß stürzen sieht. Allerdings soll in Hademarschen etwas ganz Ähnliches wirklich geschehen sein. In dem Antwortbrief an Keller schreibt Storm: „Die Ratten erlaubte ich mir als unheimlich, aber doch der Natur nicht widersprechend“, und erzählt nun, wie das Getos einer Familienfeier die Ratten aus seines Bruders Haus vertrieb und diese wahrscheinlich auch die anderen aus dem Dorf mitnahmen, „denn der Tierarzt des Dorfes, der zur selben Zeit in mondheller Nacht dahinritt, sah sie in großen Scharen auf den mit Busch bewachsenen Wällen zur Seite des Weges fortziehen. So wurde mir dieser Tage hier erzählt.“ Gewiß bleibt trotz der nachträglichen Erklärung hier ein „dunkler Punkt“ (vergl. § 14 und 21). Bei dem langen Zuge der in den Fluß wandernden Ratten liegt der Gedanke an den Rattenfänger von Hameln nahe. Diese Sage hat Storm einmal zu eigenartigem Leben erweckt und zwar im Kapitel „Der Amtschirurgus“ (S. W. Bd. 2 S. 159). Der alte Sonderling, der oben im Rathause einsam lebt, steht in engster Vertraulichkeit zu den Ratten. Er pfeift in scharfem Tempo den Marsch des alten Dessauer, indem er die

Bodentreppe emporsteigt, und während er immer weiter bis unters Dach hinaufpfeift, werden die Böden lebendig, es kommt von überall her auf den Fußboden herabgeplumpt, und ein wimmelnder Rattenhaufen zog dem Meister nach. Er fütterte sie alle, namentlich die eine junge, lichtgraue war ihm zugetan, von ihr ließ er sich die Brotkrumen von den Lippen nehmen. Es muß dahingestellt bleiben, wie weit hier wirklich Erlebtes zugrunde liegt. Storm selbst aber hat die Ähnlichkeit mit der Volkssage empfunden, denn er erzählt gleich hierauf von der Redefeierlichkeit der Primaner in Husum, und dabei kommt ihm der Vergleich: „Der Rattenfänger von Hameln hätte die Häuser der Honoratioren und Bürgersleute an diesem Tage nicht leerer fegen können“ (S. 161). Daß die Ratten bestimmten Pfeifentönen folgen, kommt in Aberglauben und Sagen häufig vor (vergl. Wuttke 616. — U. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern. Breslau 1886 S. 23).

§ 49. Dem Goldmacher in der Novelle „In St. Jürgen“ (S. W. Bd. 1 S. 226), den wir im § 40 als den Spökenkieker kennen lernten, werden noch allerlei zauberische Kräfte zugesprochen. Er kann „segnen und raten, Menschen und Vieh besprechen und alle die anderen Geheimnisse, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geschäft zu machen war“. Das Segnen oder Versegnen deckt sich im Volksbrauch mit dem Besprechen (Wuttke 225/26). Ehlers (S. 84) erklärt: „Bespreken kann man verschiedene Übel, vor allem die Rose und den Brand“. Oder wie das Idiotikon (Bd. 1 S. 95) sich faßt: „Der Aberglaube in Holstein schreibt alten Weibern und anderen Personen das Vermögen zu, durch Besprechen, Überrufen gewissen Dingen das Gedeihen benehmen zu können“. Das Segnen und Besprechen geschieht durch bestimmte alte Formeln; Müllenhoff füllt mit solchen in seiner Sammlung acht Seiten (S. 511—19), was für die Verbreitung derartigen Aberglaubens bezeichnend ist. In seinem Aufsatz: Zur Geschichte der Hexenprozesse in Schleswig und Holstein (Jahrb. f. d. Landesk. d. Hzt. Schleswig usw. 1859 Bd. 2 S. 209) sagt Chr. Jessen, das „Raden“ und Segensprechen sei eine alte germanische Sitte, die Anwendung von Heilformeln zur Abwendung verschiedener Übel fände sich sogar schon bei den Römern. Die Angeklagten der Hexenprozesse räumten die Ausübung dieses harmloseren Aberglaubens vielfach freiwillig ein. Zu den zauberkräftigen Sprüchen gehört auch das Vaterunser. In der Novelle „John Riew“ (S. W. Bd. 5 S. 164) sucht der alte Kapitän seinen leichtsinnigen Freund Rick vor der Heirat mit dem einfältigen, viel zu tugendsamen Riekchen zu warnen. „Du bist verblendet“, sagt er

ihm, „bete vierundzwanzig Vaterunser, und es wird vorübergehen". Das Vaterunser soll für alle möglichen Übel gut sein, meistens wird dreimalige Wiederholung verlangt, oft ohne Amen (Wuttke 92). Indessen ist auch die Zahl Vierundzwanzig bedeutungsvoll. So bringt es z. B. nach einem Glauben in Oldenburg dem Manne Glück, wenn er eine Weste mit vierundzwanzig Knöpfen trägt (Wuttke 451). Mit einem Vaterunser erlöst in der Müllenhoffschen Sage Nr. 252 das Mädchen ein kleines verzaubertes Männchen, in einer anderen (der Sage vom Jäger Au Nr. 495) wird die wilde Jagd mit einem Vaterunser abgewehrt. Neben der Zahl Vierundzwanzig begegnet noch die Zahl Sieben aus dem Volksglauben bei Theodor Storm, wenn er erzählt (S. W. Bd. 2 S. 47), in Bulemanns Haus gehe es 77 Treppenstufen hinauf, Sieben als 3 + 1 + 3 spielt im Aberglauben eine große Rolle, ebenso die Steigerung zu Siebenundsiebenzig (Wuttke 109).

§ 50. Aus derselben Gemütsverfassung, die die Menschen Storms treibt, der Zukunft ihre Geheimnisse zu entlocken, kommen sie in der Gegenwart zum Gebrauch der Zauberei: aus irgend einer Not oder im Verfolg irgend eines dringenden Wunsches. Und wie im Erkennen der Zukunft Leute begegneten, die hierfür von Natur besonders geeignet waren oder sein wollten, so auch bei der Zauberei. Ja der Goldmacher war bereits als Spökenkieker aus dem vorigen Kapitel bekannt. Die voraufgegangene Zusammenstellung zeigte nacheinander den harmlosen, erlaubten und teuflischen Zauber. Ihre tatsächliche Wirkung im Verlauf des Geschehens der Novelle war allemal null und nichtig oder zum mindestens fraglich. Nicht einmal im Märchen war der Zauber für die Abwicklung der Handlung von unentbehrlicher Notwendigkeit. Also auch hier kein organisches Einverleiben in den Bau der Dichtungen. Dafür ist aber der Zauber für die Charakterisierung der Stimmung des Kunstwerks als Ganzen und der Gemütsverfassung der Menschen oft von großer Wirkung. Man denkt, was die Stimmung betrifft, vor allem an die Rattenepisode in der „Renate", die dem „mysteriösen Hintergrund" äußerst günstig ist. Dasselbe gilt von der „Kirchhofserde" „Draußen im Heidedorf", wo dieser Aberglaube auch einen Teil des verdüsternd Gespenstischen bildet, und vom Hund im Hauke Haien-Deich, an welchem Aberglauben sich wieder die Verständnislosigkeit der Umwelt Hauke Haiens äußert. Die Stimmung der Kätti, ihre verzweifelte Liebe zu Wulf Fedders, konnte für das einfache Mädchen nicht besser aufgezeigt werden, als indem sie der Dichter zu der alten Trina führte. Diese Szene ist noch besonders interessant, insofern Teufel und Gott, Böse und Gut bei diesem Zauber

wie um die Seele des Mädchens in Widerstreit zu kommen scheinen, aber ein Odem Gottes geht durch den Wald und verjagt die Versuchung des Bösen. Im übrigen gilt auch hier, daß die Jugend und der frische Lebensmut aus diesen Dingen nichts Ernstes machen können, ganz wie aus dem sogenannten Wahrzeichen der Zukunft. Die Anna im „Carsten Curator", die schon mit dem Teekrautorakel kein Glück hatte, kann auch der Tante Vorbeugungszauber nur humoristisch nehmen; geradeso ergeht es doch wohl dem Kapitän mit den vierundzwanzig Vaterunsern und — dem Briefschreiber Storm mit dem Tischklopfen. Nicht vergessen werden darf, daß gerade im Kapitel „Zauberei" sehr markante Gestalten begegneten, namentlich merkwürdige alte Mädchen und Frauen, die Bewahrerinnen und Pflegerinnen des Zaubers. Die Küsterin im Heidedorf, vor allem die lange Trina in der „Wald- und Wasserfreude", die Marike im Hause des Hofbauern („Renate") und die Amme im „Spiegel des Cyprian" sind die echten Vertreter des Zauberglaubens. Der Dichter hat sie plastisch und getreu der Wirklichkeit gebildet. Von Männern ist es wieder der Goldmacher, und als Repräsentant des Glaubens einer verschwundenen Zeit der Wagemeister, an welchem die rutschende Kröte humoristisch und doch wieder ernsthaft wirkt, indem man unter dem zierlichen, harmlos heiteren Festes- und Gesellschaftsleben von „Anno dazumal" einen dunklen ungewissen Untergrund erkennt — —.

G. Hexen:

§ 51. Paul Schütze (S. 236) erzählt, daß Hexengeschichten und Hexenprozesse eine von Storm sehr geschätzte Lektüre im Hademarschener Dichterhause bildete. Darum darf man bei dem Dichter eine eingehende Kenntnis des Hexenglaubens voraussetzen. Sie leuchtet in seiner Dichtung vor allen Dingen in der „Renate" wieder. Einzelnes zu diesem Gegenstande findet sich auch sonst hier und da in den Novellen. „In St. Jürgen" (S. W. Bd. 1 S. 222) wird von dem nun schon so oft genannten Spökenkieker und Goldmacher gesagt, er blicke „mit den melancholischen schwarzen Augen wie aus der dumpfen Welt des Wunder- und Hexenglaubens". So schauten den Dichter aus Urkunden und Schriften jener vergangenen Zeit die Menschen an, denen sich der Hexenglaube anheftete. In der „Renate" (S. W. Bd. 3 S. 178) verwendet er auch das andere ältere Wort für diese Unholden: „Trudenvolk", welches ursprünglich den unheimlichen Drückerinnen der Alpsagen zukommt (Wuttke 402. — Ranke 4. — Vergl. Golther 116 ff.). Im Bulemann-Märchen (S. W. Bd. 2

S. 55) verdächtigt der alte Geizhals seine Wirtschafterin, Frau Anken, der Hexerei; sie habe seinen Katzen was angetan, daß sie nun immer größer werden müßten. „Rotäugige Hexe!“ schreit er sie an, „bekenne usw.“ Die roten triefenden Augen sind allerdings ein Kennzeichen der Hexen (Wuttke 213 ff.), auch von der Heidefrau, von Renate, wird einmal gesagt, sie habe große brennende Augen (S. W. Bd. 3 S. 156). Die Sage von den drei Haaren schildert eine alte Hexe so: „Zuletzt kam eine alte schwarze Hexe, die ging ganz krumm, hatte feuerrote Augen und einen Strohwisch zum Schwanz“ (Müllenhoff Nr. 292). Die fast geisterhafte Zartheit des Mädchens in der „Posthuma“ (S. W. Bd. 1 S. 327) drückt der Mann aus in dem Vergleich mit einer Hexe: sie wiege auch keine dreißig Lot. Damit ist gewiß auf den Glauben hingewiesen, daß die Hexen im Wasser oben schwimmen und nicht untergehen können. Darauf beruht auch das Gerücht, welches sich über Renate verbreitet hat (S. W. Bd. 3 S. 199), sie sei auf den Blättern der Teichrose hingelaufen und habe sich damit wahrhaft als Hexe erwiesen. Josias erklärt freilich: „Ich aber weiß von solchem nichts; müßte auch ein Gaukelwerk des argen Geistes gewesen sein, maßen ich ja selbst die Mummelblätter unter dem Kristall des Wassers noch in ihren Hüllen hatte liegen sehen“ (vergl. § 14). Jener Glaube wurde geradezu zur Ermittelung der Hexen benutzt: die Wasserprobe. Sie spielt z. B. in der Müllenhoffschen Sage (Nr. 188) von der Eiche auf dem Galgenberg eine Rolle. Da heißt es von einer verdächtigen alten Frau: „Man hatte auf dem großen Eutiner See die Wasserprobe mit ihr vorgenommen, und sie war wie eine Ente oben geblieben“. Bei der Lektüre dieser Sage trifft man auf ein merkwürdiges Analogon zu einer Stelle in der „Renate“. Die Hexe hat nämlich einmal, wie die Nachbarn bemerkten, einen schwarzen Kater zu sich ins Fenster gelassen und ihn freundlich gestreichelt. Und in der Novelle folgt der Erzählung von der über die Teichrosen wandelnden Renate unmittelbar die Kunde, sie hätte eines Abends einen mächtig großen schwarzen Hund, der auf ihren Hof gelaufen kam — der Leser errät, es war „Türk“ —, in sonderbarer Weise geliebkost. Aber noch eine Sage ist heranzuziehen. Es ist die unter Nr. 454 bei Müllenhoff; dort sehen die Leute die Hexe auf den großen Blättern der Wasserlilie wandeln. Es handelt sich in dem betr. Abschnitt der Dichtung um eine Aneinanderreihung von Gerüchten über Renate, die Hexe. Vielleicht, daß der Dichter zu dem Zweck das Buch von Müllenhoff nach Hexensagen durchsuchte, und diese beiden benutzte? Dann

gehörte diese Ausführung also noch in den § 5. Und es wäre noch das große Geschick zu betonen, mit dem diese Dinge in die Novelle hineingezogen sind, die Wasserprobe in Beziehung zu dem auf Seite 196/97 geschilderten Erlebnis, der gespenstische Hund in Beziehung zu dem alten „Türk“, der aus dem eindrucksvollen Anfang der Novelle in Erinnerung ist.

§ 52. Und nun zum Treiben der Hexen. Die Heidefrau auf fahlgrauem Pferd, die allsonntäglich während der Kirchzeit ins Dorf kommt, soll dem alten Herrn Josias unter Vorspiegelung trügerischer Heilkunst das Leben genommen haben. In derselben Novelle (S. W. Bd. 3 S. 181) wird von einem anderen Bosheitszauber der Hexen berichtet: sie hätten in der Flensburger Förde einmal alle Fische vergiftet. Auf den allbekannten Hexenritt, die Fahrt der Hexen auf Besenstielen in der Walpurgisnacht, begegnet eine Anspielung in der „Chronik von Grieshuus“ (S. W. Bd. 4 S. 108). Als der Junker Hinrich mit dem Chirurgus auf einem Pferde in der Nacht vorbeireitet, glaubt der Küster, ein Hexenpaar fliege vorüber, und er stößt ein „Alle guten Geister!“ aus. Die alte Pottsacksch in der „Renate“ (S. W. Bd. 3 S. 155) sagt es mit kurzen Worten: „Düwelswark, wat son Slag bedrivt“. Die Heidefrau mag die besonders sagenumwobene Gestalt einer Hexe in der Gegend von Husum sein. Die Geschichte vom Hexenritte betreffend, sei auf Ranke 15 und Wuttke 215 verwiesen. Vom Verhältnis der Hexen zum Teufel handelt Grimm Myth. 887. Daß die Hexen Viehseuchen veranlassen, ist ein allgemeiner Glaube (Wuttke 216), der bei Müllenhoff in den Sagen Nr. 574 und 575 wiederkehrt.

§ 53. Endlich ist noch von dem Strafgericht der Hexen, der Hexenverbrennung zu handeln. Storm spricht davon in den Novellen „Renate“ und „Aquis submersus“. Nach dem Bericht der „Renate“ haben in Husum einmal Hexen verbrannt werden sollen, aber ihr Herr und Meister brach ihnen in der Nacht zuvor das Genick (S. W. Bd. 3 S. 181). Die Hexen verschreiben sich nämlich nach der Vorstellung des Volkes unrettbar dem Teufel, der hier also sein Recht auf die Seele geltend macht (vergl. Müllenhoff 289. — Ranke 23). Jessen erzählt (auf S. 217 des Jahrbuchs): „Im Jahre 1581 wurde in Eiderstedt eine Anna Thies, nachdem sie schreckliche Dinge zugestanden, verbrannt, zugleich mit zwei anderen Weibern, denen der Teufel im Gefängnis den Hals gebrochen (Heimreich, Nordfries. Chronik 285) — ein gewöhnlicher Ausdruck dafür, wenn die Unglücklichen während der Tortur starben oder sich aus Verzweiflung selbst das Leben nahmen“, woraus man Storms enge Anlehnung an die alten Nachrichten

erkennen mag. Was die Hexenverbrennung in „Aquis submersus" betrifft, so wurde in § 5 Pitrous Vermutung zurückgewiesen, das hier eine Anlehnung an die Müllenhoffsche Sage von Wiebke Thams in Lägerdorf vorliege. In der Novelle (S. W. Bd. 2 S. 259/60) wird erzählt, daß eine junge Person in der Stadt des Satansbündnisses verdächtig und geständig sei und verbrannt werden solle. Freilich ist auch sie in der Nacht vorher gestorben und den Leuten das Vergnügen genommen, „einmal eine richtige Hex so in der Flammen singen zu hören". Aber zum Verbrennen ihres Leichnams, der auf einem Karren die Straße heruntergefahren kommen wird, strömen noch ganze Volksmassen herbei, denn die Schulen werden ihre Buben und die Zunftmeister ihre Lehrburschen frei lassen. Und draußen vor der Stadt bei der Lehmkule, wo der neue Galgen steht, ist schon der Holzstoß aufgerichtet, selbst der Pfarrer aus dem Dorf ist in die Stadt gefahren — und der Maler Johannes findet in seiner Abwesenheit Gelegenheit, zu dem letzten Zusammentreffen mit Katharina. Vom Hexenverbrennen ist bei Müllenhoff noch in den Sagen Nr. 292, 311 und 298 die Rede. In der letzten Sage soll auch die Hexe in einer Koppel vor dem Ort auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden.

§ 54. Überblickt man noch einmal das in diesem Kapitel Gesagte, so wird man dem Hexenglauben in der „Renate" eine Sonderstellung zuweisen müssen. In dieser Novelle allein tritt er mit einer gewissen subjektiven Realität entgegen, und ist im Kunstwerk von organischer Bedeutung. Darüber wurde in § 14 und 15 ausführlich gehandelt. Sonst verhält es sich mit den Hexen ähnlich wie mit den elbischen Wesen in der Stormschen Dichtung. Sie werden gelegentlich in Vergleichen, zur Charakterisierung der Stimmung, der Zeit und der Menschen herangezogen. Wie konnte eine stürmische kalte Novembernacht ohne viel Worte phantastischer geschildert werden, als indem die Vorüberreitenden wie ein Hexenpaar mit fliegenden Röcken erscheinen! Die Hexenverbrennung in „Aquis submersus" dient zunächst der Zeitcharakteristik und der Vertiefung der Stilechtheit jener Chroniknovelle. Dann aber besteht ein feiner Kontrast zwischen der Menge, die des entsetzlichen Schauspiels mit roher Neugier harrt, und dem Maler, dessen Seele, voll Liebesnot und edlem Schuldbewußtsein, dem Pöbel ausweicht. Und von dem Schuldbewußtsein aus spinnen sich die Fäden der Beziehungen zu den verurteilten Hexen, an denen sich schon jetzt das Gottesgericht vollzieht, und der Maler Johannes betet für beide:

„O Herr, mein Gott und Christ,
Sei gnädig mit uns allen,
Die wir in Sünd' gefallen,
Der du die Liebe bist."

Dann sind es nur kurze Vergleiche, in welchen auf Hexen angespielt wird, und die den Zweck haben, irgend eine Seite des Wesens der Menschen zu erhellen. In der „Posthuma" ist der Vergleich von seiten des jungen Mannes halb humoristisch gemeint. Zum Schluß sei noch ein Hexengeschichtenerzähler aus Storms Novellen genannt, der Bettelfritz, der in Regine („Ein grünes Blatt" S. W. Bd. 1 S. 69) eine eifrige Zuhörerin hat, wenn die beiden hinterm Ofen beisammen sitzen.

H. Teufel:

§ 55. Der Teufel, der Herr und Meister der Hexen, spielt gleichfalls seine Hauptrolle in der Novelle „Renate". Petrus Goldschmidt, der Hexenverfolger, weiß von ihm allerlei mitzuteilen und hat viel mit ihm zu schaffen. Dieser „mit Abraham a Sancta Clara-Zügen gezeichnete" Eiferer, hat ein Buch „Der höllische Morpheus" gegen den Holländer Dr. Bathasar Becker und dessen „Bezauberte Welt" geschrieben; gegen des Halleschen Professors Thomasius „De crimine magiae" soll sich ein neues Buch wenden, das er vorbereitet. Dazu will er noch einige Schriften einsehen, des Remigius „Daemonologia", des Christian Kortholdus „Trattätlein von dem glühenden Ringe" u. a., womit gleichzeitig ein Verzeichnis von alten Büchern gegeben ist, die Storm möglicherweise gekannt und gelesen hat. Überall will Petrus Goldschmidt den Glauben an Hexen und Teufel verteidigen. Und wenn er es auch hauptsächlich mit den Hexen zu tun haben will, erfährt man doch von ihm nur Äußerungen des Teufelsglaubens. Er gibt seinem Amtsbruder den Rat, die Verbündeten des Bösen aufzuspüren, indem er sagt (S. W. Bd. 3 S. 180): „Packe den höllischen Gaukelnarren, so du ihn findest, feste bei den Ohren, daß du ihn samt seinem Sauschwanz fundatim exstirpieren mögest!" Hier liegt eine Vorstellung des Volksglaubens zugrunde, wonach der Teufel oftmals als schwarzes Schwein erscheint (Wuttke 41). Ein andermal soll er sich als stinkender Rauch äußern. Petrus Goldschmidt fragt den Pfarrer, welche Formel er bei der Taufe anwende (S. W. Bd. 3 S. 179) und verwirft ganz die alte „Entsagest du dem bösen Geist und seinen Werken?", denn was wisse solch ein Saugkalb, ob es den Widerchrist in seinen dünnen Därmen habe! „Exi immunde spiritus! . . . . so sollst du sprechen! Dann mag

es dir wohl glücken, daß du den Argen als einen stinkenden Rauch aus den Täuflings Mündlein hervorgehen siehest!" Nach Wuttke (41) hinterläßt der Teufel, wenn er durch ein heiliges Wort oder Zeichen vertrieben wird, oft einen Schwefelgestank. Das Idiotikon (237) spricht von einem Schleswig-Holsteinischen Taufbrauch, der die Stelle der Dichtung erläutert; danach ließen die Landleute ihre Kinder entweder „up de ole Art" oder „up de nee Art" taufen. Mit der alten Taufformel aber ist noch eine Beschwörung des Teufels verbunden. Auch in der Sage vom Teufel und den Kartenspielern in Stellau (Müllenhoff Nr. 204[1]) und vom Teufel und dem Schüler (Nr. 269) verschwindet der Böse mit einem Gestank. Seinem Widersacher setzt er übel zu. Er gaukelte das Pferd des Herrn Petrus vom Wege ab ins Moor hinein, denn „der Unsaubere hat es wohl gerochen, daß ich unter meinem Wamse eine neugeschmiedete Waffen gegen ihn am Leibe trug". Im § 48 wurde schon erwähnt, daß er dem Teufel auch die Herrschaft über Ratten und Mäuse zuschreibt, wieder in Übereinstimmung mit dem Volksglauben, der alles Lichtscheue, Unterirdische in Teufels Gebiet verweist. Die alte Schneiderswitwe erzählt in derselben Dichtung (S. W. Bd. 3 S. 160) dem Knaben Josias nach seinem Abenteuer in der Kirche, es sitze unter dem Turm bei dem alten Taufstein manchmal der Teufel und sollte ein böses Ding sein, ihm mit weltlichen Gedanken vorbeizukommen, darum sei es gut, daß Josias am Morgen Gottes Wort gehört habe. Der Küster freilich, der „im Beruf geht", brauche sich nicht zu fürchten. Noch mehr vom Teufelsglauben hat des Hofbauern alte Marike ausgestreut, und der blasse Schneider trägt es weiter. Der Hofbauer soll ein Bündnis mit dem Teufel haben. Darum schlappt der eine Strumpf ihm immer unbefestigt um die Hacke, denn er darf nur ein Knieband tragen. Manchmal liegen zwei Strumpfbänder vor seinem Bett. Der Teufel hat sie, ihn zu versuchen, dahin gelegt. Und wenn die Alte die Strümpfe enger stricken will, tanzt es ihr wie Fliegen vor den Augen. Aber dem Teufel dauert das Spiel manchmal schon zu lange. Dann gönnt er dem Bauer des Nachts keine Ruhe und läßt ihn ratlos durch die dunklen Stuben wandern. Zu diesem Aberglauben muß auf die Müllenhoffsche Sage von der schwarzen Schule (Nr. 264) verwiesen werden, in welcher Anstalt namentlich Prediger in der schwarzen Kunst unterrichtet werden. Aber alle unter besonderen Bedingungen. Einer muß z. B. sein Leben lang eine und dieselbe wollene Unterjacke tragen, ein anderer darf sich nur Sonnabends rasieren, ein dritter nur ein Strumpfband tragen usw. Vor allem nennt die

Sage den Pastor Fabricius in Medelbye bei Tondern als mächtigen Schwarzkünstler. „Hätte der Pastor Fabricius je mehr als ein Strumpfband umgelegt, hätte er (der Teufel) ihn mitgenommen. Aber Fabricius war klüger als der Teufel; er nahm sich in acht, wenn er am Morgen zwei Strumpfbänder vor seinem Bette liegen sah. Der Teufel hat auch oft das Mädchen, das die Strümpfe für den Pastoren stricke, als Floh geplagt und sie so im Zählen der Maschen irre gemacht. Gewöhnlich war das Strumpfband zu weit geworden und schlotterte dem Pastoren um die Ferse ....“ Eine ganz ähnliche Sage geht von einem Pastor Ziegler, wie Müllenhoff anmerkt. Die Stelle gehört zu denen, wo man wieder eine Entlehnung aus dem Müllenhoffschen Buche anzunehmen versucht ist. Indessen die Anmerkung, daß dasselbe auch von einem anderen Pastor erzählt wird, läßt ebensosehr auf eine größere Verbreitung der Sage und damit auf die Möglichkeit schließen, Storm habe sie auch sonst gekannt. Daß der Teufel sich für irgend ein Geschenk mit beständiger Plage rächt, lehrt auch die Sage vom Pferdeschinken (Nr. 489); den Leuten, die er reich gemacht, läßt er keine Ruhe, sondern plagt sie bis ans Ende. Renate allerdings denkt über diese Dinge anders: sie wünscht ihren Verleumdern wohl, daß der Teufel über sie käme, aber sie weiß es, „er ist unmächtig, er kann nicht kommen“.

§ 56. Im „Fest auf Haderslevhuus“ (S. W. Bd. 4 S. 242) schildert einer der Zechgesellen im Schwarzen Stier zu Haderslev das gefährliche Krankenlager von Frau Wulfhilds erstem Gemahl so: der Gottseibeiuns saß schon am Bettende, um mit der Seele abzufahren. Man erinnere sich in des im § 38 vom Tod Gesagten. Nach Wuttke (724) sollen Sonntagskinder den Kampf des Engels und des Teufels an Sterbebetten sehen können. Wer den Platz am Kopfende behauptet, dem fällt die Seele zu. Wenn die Margret, als sie den Fehseschen Hof verläßt („Draußen im Heidedorf“, S. W. Bd. 2 S. 156), den Kopf in den Nacken gewendet hat, als sei er ihr herumgedreht nach der Scheune hin, in der der Tote lag, so darf man darin wohl ein Motiv der Teufelssagen erkennen, wo der Teufel seinen Opfern den Kopf umzudrehen pflegt (vergl. auch die Geisterbannersage Nr. 561 bei Müllenhoff). Wie Hinzelmeier (S. W. Bd. 2 S. 96) dem Teufel begegnet — er steckt ihn, der die unregierliche Welt in die Luft sprengen will, selbst in die Kanone — das ist eine an Volkssagen vielleicht erinnernde Geschichte vom überlisteten Teufel; dabei erscheint der Böse durchaus als rauher, schwarzer Bock mit zwei Hörnern und lang herabhängendem Schwanz und Pferdehufen (vergl. Wuttke 41).

Geradezu die Bearbeitung einer (lübischen) Sage ist das „Legende“ benannte Gedicht: „Der Bau der Kirche St. Marien zu Lübeck“, welches Gertrud Storm (Bd. 1 S. 112) aus der Lübecker Zeit des Dichters mitteilt (vergl § 1). Der Inhalt ist kurz dieser: Der Teufel glaubt angesichts des Baues der Marienkirche, es werde ein Weinhaus gebaut und hilft wacker an dem Werk. Als er die Wahrheit erkennt, will er es mit einem großen Felsen zertrümmern, da redet ihm ein kecker Maurergesell zu gütlicher Besprechung. Der Teufel gibt sich zufrieden, wenn man nun daneben ein Weinhaus baue, und schleudert den Stein zum Gedenken dort nieder. So entstand der Ratsweinkeller neben der Kirche. Man lese als ein Gegenstück zu dieser Sage die vom Teufel als Kirchenfeind, die Ranke (S. 265) aus Baden wiedergibt. Der alte Lorenz im „Brauerhause“ (S. W. Bd. 3 S. 267) scheut sich, den Teufel zu nennen, eine Furcht des Volkes, er möchte nach Nennung seines Namens in richtiger Gestalt erscheinen, wie das beim Werwolf und den Hexen der Fall ist, so erscheint z. B. auch der Geist des Peter Jacob dem Nachbarn, nachdem dieser seinen Namen ausgesprochen hat, in der Müllenhoffschen Sage Nr. 555. In der Novelle „Eine Malerarbeit“ (S. W. Bd. 1 S. 256) führt der Dichter die Gesellschaft auf die „Teufelskanzel“. Der Ort war „nicht unbefugt, diesen Namen zu führen; lotrecht schoß der Fels über hundert Klafter in die Tiefe, wo sich unten im Sonnenglanz die lachendste Landschaft ausbreitete“. Der Name findet sich für derartige Gegenden durch ganz Deutschland (Wuttke 41). Müllenhoff verzeichnet noch eine Reihe ähnlicher Ortsnamen wie Teufelsgrube (Nr. 351), Teufelsberg (Nr. 352), Teufelsbrücke (Nr. 370, 550) u. a. m. Als offenbar volkstümliche Redensarten, die an den Teufel anknüpfen und von Storm aufgegriffen wurden, sind folgende zu nennen: „Das dritte Glas ist des Teufels!“ (S. W. Bd. 5 S. 168), damit warnt John Riew' den Freund, den denn auch wirklich der Trunkteufel ins Verderben bringt. Lena Wies' pockennarbiges Gesicht sah aus, als wenn nach dem Volkswitz der Teufel Erbsen darauf gedroschen hätte (S. W. Bd. 2 S. 170); dasselbe sagt z. B. auch Reuter im ersten Kapitel der „Franzosentid“ in der Schilderung des Amtshauptmanns Weber. Und der Küster „Draußen im Heidedorf“ (S. W. Bd. 2 S. 135) rechtfertigt seine Pläne, die dem jungen Bauern zu einer reichen Frau verhelfen wollen, mit dem Sprichwort: „Für Geld kann man den Teufel tanzen lassen, warum denn nicht ein altes Weib!“

§ 57. In seiner Stellung in den Novellen gleicht der Teufelsglaube weitgehend dem Hexenglauben (s. § 54).

In der „Renate“ tritt er mit Petrus Goldschmidt energisch Zustimmung fordernd entgegen. Doch dieser dicke, einem guten Trunk nicht abgeneigte Eiferer wirkt auf den Leser sehr bald ergötzlich, so ernsthaft auch Josias den frommen Zeloten nimmt. Dem entspricht sein komisches Schicksal: er endet als Hamburger Schenkenwirt, nachdem er seiner Superintendentur wegen Simonie verlustig gegangen ist (S. W. Bd. 3 S. 201). So ist es dem Leser nahe genug gelegt, daß er, was alles dieser Mann vom Teufel zu sagen und Erlebtes zu erzählen weiß, von vornherein nicht ernst faßt. Zu dem, was die Schneiderswitwe und die alte Marike vom Bösen mitteilen, braucht wohl nun nichts mehr gesagt zu werden, nachdem wir schon so oft auf den Glauben und das Geschwätz alter Weiber gestoßen sind. Es gelten auch für diese Dinge die Wahrnehmungen des § 14. Was sonst noch vom Teufel bei Storm begegnete, war Gut des volkstümlichen Sprachschatzes, und es bedurfte daher kaum literarischer Belege, weil diese Redewendungen allgemein durch ganz Deutschland gehen. So bestätigt sich auch hier das Wort Alfred Bieses, das er im Kapitel „Theodor Storm“ seiner Literaturgeschichte (Deutsche Literaturgeschichte. München 1911 Bd. 3 S. 259 ff.) von unserem Dichter gesprochen hat, und mit welchen ich zurückblickend meine Ausführungen schließe: „Indem er ganz auf dem Boden der Heimat stand, stand er gleichzeitig auch auf deutschem Boden“.



Nachtrag.

Nach Abschluß der vorliegenden Arbeit erschien, von Fritz Böhme herausgegeben und kommentiert, ein Nachtragsband zu den Werken Theodor Storms (Braunschweig und Berlin 1913). Er enthält zunächst die Spukgeschichten „Am Kamin" von 1862, die im § 2 (Ende) nach Gertrud Storm (Bd. 2 S. 83/84) als verloren bezeichnet werden mußten.

Von den Novellen sind sie schon durch den leichten humoristischen Plauderton des Rahmens unterschieden, der zu dem ernsten, Wechselreden nur selten benutzenden Stil der Novellen in augenfälligem Gegensatz steht. Wichtiger ist, daß Storm einmal in aller Breite und Behaglichkeit jener in § 2 erwähnten Neigung zum Wunderbaren nachgegeben hat. Der Beobachtung Mühlners (§ 16 Ende) steht also hier eine krasse Ausnahme gegenüber, d. h. diese Geschichten fallen auch inhaltlich aus dem Rahmen der anderen Dichtungen heraus.

Sie sind nicht von der Art der beiden Unerklärlichkeiten, die in der „Renate" (§ 48) und im „Schimmelreiter" (§ 21) begegneten; vielmehr handeln sie von Träumen und Visionen vergleichbar dem mystischen Traumgesicht der Novelle „Ein Bekenntnis" (§ 39). Nach der im § 39 zitierten Briefstelle ist Theodor Storms Heimat auch die Heimat des „zweiten Gesichts"; man darf sich also nicht wundern, wenn man den Glauben an derartiges Übernatürliche mit Bestandteilen des Volksglaubens im gewöhnlichen Sinne vermischt findet. Namentlich der Vorspukglaube bildet eine Art Übergang zu den rätselhaften Visionen, von denen „am Kamin" erzählt wird (vergl. § 39). Um den „Reiz des Rätsels" (Nachtragsband S. 11) zu wahren, führt Storm als Gewährsmänner hier nicht etwa Geistesgestörte oder abergläubische Frauen ein, wie oft in den Novellen (vergl. § 16), sondern glaubwürdige Leute: einen Arzt, einen Offizier, einen nahen Verwandten u. dgl.

Die Rahmenerzählung der ersten vier Geschichten malt einen stürmischen Herbstabend: „Hören Sie nur, wie draußen der Oktoberwind in den Tannen fegt!" (S. 4) Storm hat gerade in Oktobernächten die „nordische Sagenstimmung" gefühlt und auf solchem Hintergrund Sagen-

haftes erscheinen lassen z. B. „Draußen im Heidedorf“ (vergl. § 20) und im „Schimmelreiter“ (§ 21).

In solcher Nacht erschien der Werwolf vor den Laden des Fehseschen Hauses: § 27. Eine Werwolfsgeschichte leitet auch diese Erzählung ein. Doch während in der Novelle dem Leser alles klar schien, bleibt hier das Rätsel: die Identität der gleichzeitigen Träume zweier Menschen.

Eine Beziehung zu der Werwolfsgeschichte in der Novelle „Draußen im Heidedorf“ (§ 27) findet sich noch bei der zweiten Spukerzählung. Ihr Schauplatz ist Tondern im nördlichen Schleswig, das „voll von Heidenglauben“ ist (S. 5/6). Es gleicht darin etwa dem nordschleswigschen Städtchen Toftlund, von dem Storm an Keller am 20. 4. 82 (Storm-Keller-Briefwechsel S. 140/41) Ähnliches berichtet. Zwei Tondernsche Vorspuksagen werden vorausgeschickt: von dem Storch, der auf dem Kirchtum steht, sobald ein Ratsherr sterben muß und von dem todverkündenden Pferd der Todesgöttin Hel, das in die Fenster des Unglückshauses hineinschaut. Bei der Wiedergabe letzterer Sage zeigen sich, wie Böhme in den Anmerkungen (S. 154) feststellt, wiederum wörtliche Anklänge an Müllenhoffs Sage Nr. 335, sodaß hier nochmals der § 5 eine Bereicherung erfährt. Wenn man nun die genaueste Kenntnis der Helsage bei Storm voraussetzen darf, so wird man schließen, daß die Werwolfsgeschichte „Draußen im Heidedorf“ von dieser Sage beeinflußt worden ist. Die zweite Erzählung selbst ist ebenfalls eine Vorspukgeschichte und illustriert den aus § 39 bekannten Stormschen Gedanken, daß die Zukunft sich in solchen Gesichten der Gegenwart aufdrängt.

Bei der Geschichte von der Vision des unglücklichen Hauptmanns, der unter dem herabfallenden Kornboden erstickte und in der Todesstunde dem Freund erschien, sich Körner aus dem Munde ziehend, erinnert man sich des Spuks, von dem im § 39 die Rede war: dem alten Kirch zeigte sich auch die Art des Todes an, den sein Sohn gestorben war. In der Rahmenerzählung wird einmal (S. 24) auf das Wahrsagen aus Teekraut und Kaffeesatz angespielt, wie es die Hexen verständen. Dieser Glaube in ähnlich humoristischer Form wurde in § 43 aus der Novelle „Carsten Curator“ angemerkt und besprochen.

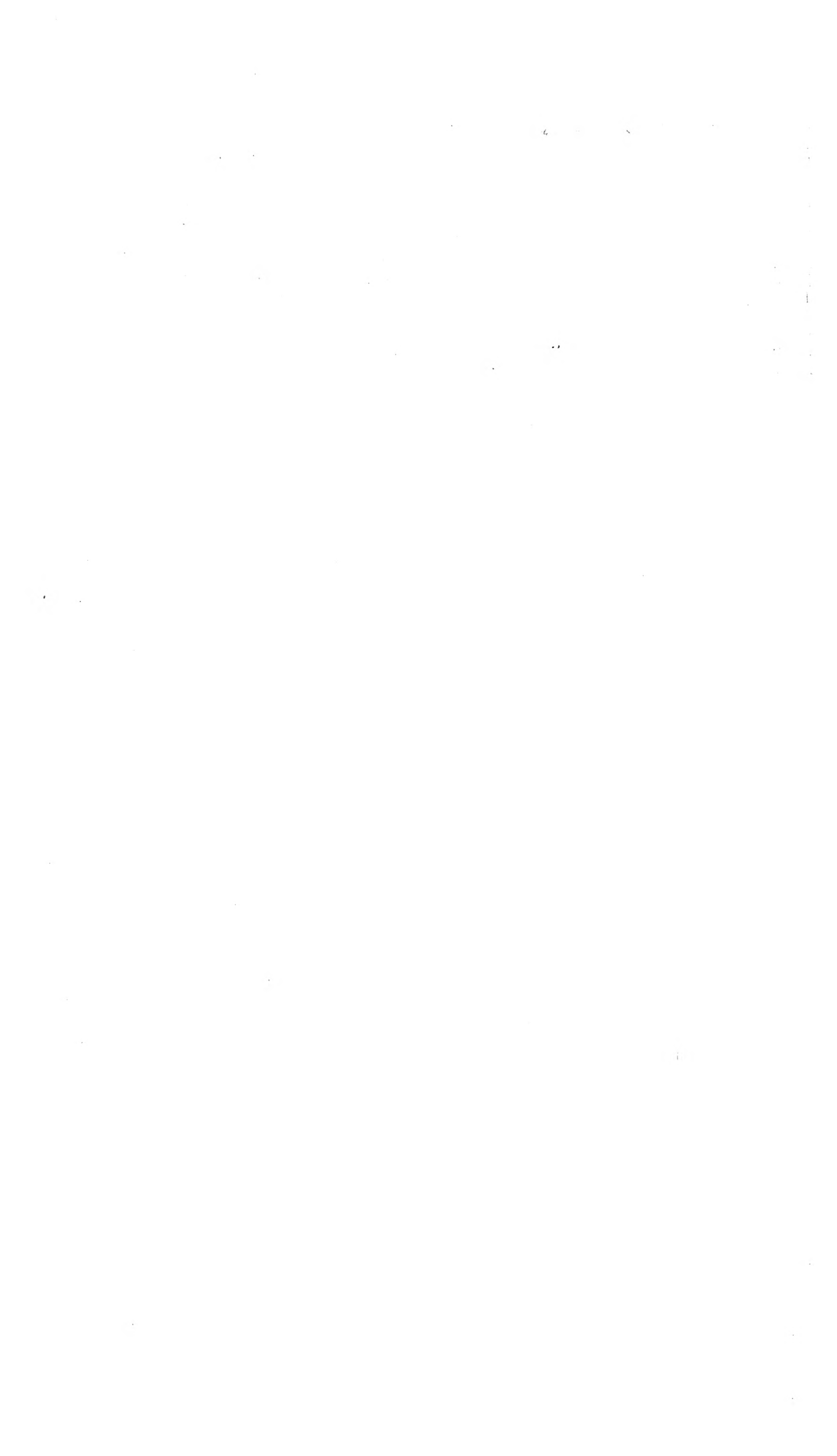
In der letzten Geschichte findet man einen Anklang an die Novelle „Im Brauerhause“; wie dort Peter Liekdoorn seinen Daumen wiederfordert (vergl. § 17), so begehrt hier die Seele des Sezierten das Herz für ihren Leib zurück.

Ein Gedanke, der trotz der oben erwähnten Unterschiede doch diese Erzählungen an das Gesamtwerk anschließt, wird am Schluß ausgesprochen. In dem Grauen

heißt es da (S. 31), habe man nicht nur die Gänsehaut zu sehen; die „fürchterliche Einsamkeit", in welcher das Einzelne nur „ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverstandenen Raum" ist, ist die psychologische Basis auch der Geschichten „Am Kamin"; man vergleiche dazu § 3.

Die Vermutung des § 24 erfährt wohl eine feste Bestätigung, wenn man im Vorwort der Anthologie von 1859 gerade das Gedicht „Mein Liebchen wir saßen beisammen" besonders genannt (S. 84) und es unter den wenigen Gedichten Heines findet, die in jene „Kodifikation" aufgenommen wurden (s. S. 199).





Alphabetisches Verzeichnis
der erwähnten Autoren und der Novellen.

Die Nummern sind die der Paragraphen, **nicht** der Seiten.



Vita.

Geboren wurde ich, Karl Friedrich Johann Gratopp, am 3. Dezember 1890 zu Schwinkendorf in Mecklenburg als Sohn des Maschinenbesitzers J. Gratopp. Ich wurde im evangelisch-lutherischen Bekenntnis erzogen und bin mecklenburg-schwerinscher Staatsangehöriger. Von Michaelis 1901 bis Ostern 1910 besuchte ich das humanistische städtische Gymnasium zu Waren und verließ es mit dem Zeugnis der Reife. Ich studierte nun in München drei Semester — bis zum Herbst 1911 — Germanistik und Philosophie, und seit dem Winter 1911 in Rostock außerdem noch Geographie und Theologie. Die mündliche Doktorprüfung bestand ich in Rostock am 13. Mai 1914.

Für die vielfache Förderung meiner Arbeit sage ich auch an dieser Stelle Herrn Geheimrat Prof. Dr. Golther meinen ergebensten Dank. Ferner danke ich Herrn Gymnasialprofessor Dr. hon. c. Wossidlo in Waren, meinem einstigen Lehrer, für seinen freundlichen Rat und die Erlaubnis, seine Bibliothek und Sammlung zu benutzen. Auch Fräulein Gertrud Storm in Varel bin ich zu herzlichem Danke verpflichtet.